

Lebenswelten fotografisch erforschen

Ein partizipatives Fotoprojekt mit wohnungslosen Menschen
im Caritas Tageszentrum am Hauptbahnhof

Investigating life worlds of homeless people
through a participatory photography project
at the Caritas Day Centre at the Vienna Central Station

Masterarbeit

Zur Erlangung des akademischen Grades

Master of Arts in Social Sciences

der Fachhochschule FH Campus Wien
Masterstudiengang Sozialraumorientierte und Klinische Soziale Arbeit

Vorgelegt von:

Elisabeth Stöckl, BA

Personenkennzeichen:

1510534085

Erstbetreuer / Erstbegutachter:

FH-Prof. Christoph Stoik, MA

Zweitbetreuer / Zweitbegutachter:

FH-Prof. Mag. Dr. Andreas Bengesser

Eingereicht am:

04. 05. 2018

Erklärung:

Ich erkläre, dass die vorliegende Masterarbeit von mir selbst verfasst wurde und ich keine anderen als die angeführten Behelfe verwendet bzw. mich auch sonst keiner unerlaubter Hilfe bedient habe.

Ich versichere, dass ich diese Masterarbeit bisher weder im In- noch im Ausland (einer Beurteilerin/einem Beurteiler zur Begutachtung) in irgendeiner Form als Prüfungsarbeit vorgelegt habe.

Weiters versichere ich, dass die von mir eingereichten Exemplare (ausgedruckt und elektronisch) identisch sind.

Datum:

Unterschrift:

Danksagung

Die vorliegende Masterarbeit wäre ohne die Hilfe zahlreicher Personen nicht möglich gewesen. Allen voran will ich mich bei meiner Familie bedanken, vor allem bei meinen Eltern Erni und Franz, die mir durch ihre Unterstützung mein Studium ermöglicht haben und bei meinem Partner Oliver für seine unendliche Geduld, sein Verständnis und seine Motivation.

Mein aufrichtiger Dank geht an Vera Brandner von ipsum für die Begleitung des gesamten Forschungsprozesses, dem gesamten ipsum Team und im Speziellen Carmen Subotka und Johanna Kellermann für ihr Mitwirken im Rahmen der ipsum Forschung.

Ein besonderer Dank gilt Stefanie Fiala, Teamleiterin des Caritas Tageszentrums am Hauptbahnhof und Günter Wimmer, dem Einrichtungsleiter, welche dieses Forschungsprojekt durch ihre Offenheit und ihr Interesse überhaupt erst ermöglichten. Zudem bedanke ich mich beim gesamten Tageszentrums-Team für ihr Engagement. Besonders bedanke ich mich bei meinen Kolleg_innen Magdalena Waibel, Lena Hofmarcher, Ildiko Martonfy, Jana Jurdova und Gerald Schneider für die Unterstützung bei der Projektdurchführung und bei Anna Gamperl, Julia Hoffmann und Stefanie Fiala für die Mitwirkung im Auswertungsprozess.

Großer Dank gilt allen Teilnehmer_innen des Projekts, die diese Arbeit erst ermöglicht haben und durch die ich so viel Neues lernen durfte.

Ein großes Dankeschön auch an meine Cousinen Katharina Ortner und Eva Stöckl, welche mich ebenfalls im Auswertungsprozess und Korrektorat unterstützt haben und an Dennis Johnson für das Lektorat des englischen Abstracts.

Danke auch an meine engsten Freundinnen, Eva Simonetti für die Sonnenstrahlen und großartigen Ablenkungen die sie mir immer wieder bescherte, Johanna Scherhauser für ihr offenes, verständnisvolles Ohr in Zeiten der Verzweiflung und Yvonne Kaufmann für ihre bunten Gedanken und ihr Interesse an meiner Arbeit!

Ein großer Dank geht zuletzt an meinen Betreuer Christoph Stoik für seine Begeisterung für das Thema, seine Unterstützung und Diskussionsfreudigkeit.

Kurzfassung

Im Mittelpunkt des Forschungsinteresses dieser Arbeit stehen die subjektiven Lebenswelten von wohnungslosen Menschen. Erforscht werden diese mithilfe eines innovativen Forschungszugangs im Rahmen eines partizipativen Fotoprojekts mit Besucher_innen des Caritas Tageszentrums am Hauptbahnhof. Basierend auf der Methodik Generativer Bildarbeit fotografieren die Projektteilnehmer_innen selbst in ihren Lebenswelten und tauschen sich in regelmäßigen Treffen über die entstandenen Fotos aus. Dabei werden wesentliche Aspekte sichtbar, welche im Leben der Teilnehmer_innen eine Rolle spielen und welche es auch für die Soziale Arbeit zu berücksichtigen gilt. Diese beziehen sich auf Gefühle von Einsamkeit und Bedürfnissen nach sozialen Beziehungen, gesellschaftlicher Zugehörigkeit und Normalität, Aspekte die in der klassischen Wohnungslosenhilfe neben materieller Sicherung wie Einkommen, Wohnraum und Arbeit oft zu kurz kommen. Durch die fotografische Auseinandersetzung der Teilnehmer_innen mit ihrem Leben werden zudem unterschiedlichste Bewältigungsstrategien in öffentlichen und institutionellen Räumen sichtbar, welche sich vor allem durch positive Grundhaltungen und aktives Handeln auszeichnen. Die Arbeit appelliert zum einen an die Fachkräfte der niederschweligen Wohnungslosenhilfe, neben Angeboten der Basisversorgung vermehrt Aktivitäten und Projekte in den Bereichen Freizeit, Kunst und Kultur anzubieten, um Begegnungs- und Austauschräume für Klient_innen zu schaffen, Gefühle von Zugehörigkeit zu evozieren und Selbstwirksamkeitserfahrungen zu fördern. Zum anderen will die Autorin mit dieser Arbeit auch die Potenziale fotografisch-visueller Methoden zur Theoriegewinnung in der Sozialarbeitswissenschaft aufzeigen.

Abstract

This main focus of this thesis is the subjective life world of homeless people. This is investigated by means of an innovative research approach in the context of a participatory photography project with visitors of the Caritas Day Centre at the Vienna Central Railway Station. Based on the methodology of generative picturing, the participants took photos of their everyday lives and subsequently discussed these in period group meetings. The results of this research demonstrates main aspects of their lives, which should thus be taken into account in professional social work. These include feelings of isolation and their needs for social relationships, social belonging and normality, aspects which are often missed out by traditional assistance to the homeless with its main focus on material safeguarding such as income, living space and work. Furthermore, the photographic confrontation of participants with their lives makes visible their various coping strategies in public and institutional spaces, which stand out for their positive attitude and proactive behavior. This work calls on professional social workers involved in low-threshold assistance to the homeless to promote, next to basic care, also further recreational, creative and cultural activities and projects for service-users, with the goal to create spaces for meeting and exchange as well as to foster feelings of belonging and experiences of self-effectiveness. Finally, this work also intends to illuminate the potential of photographic and visual methods for theory formation in social work science.

Abkürzungsverzeichnis

AB	anspruchsberechtigt
FEANTSA	European Federation of National Associations Working with the Homeless
FSW	Fond Soziales Wien
GTM	Grounded Theory Methodik
IASSW	International Association of Schools of Social Work
IFSW	International Federation of Social Workers
NAB	nicht-anspruchsberechtigt
NAB-EU	nicht-anspruchsberechtigte EU-Bürger_innen
NQ	Notquartier
PAR	Participatory Action Research
RGTM	Reflexive Grounded Theory Methodik
SOBEWO	sozialbetreutes Wohnheim
TAZ	Caritas Tageszentrum am Hauptbahnhof
ÜWO	Übergangswohnheim
WLH	Wohnungslosenhilfe
WWH	Wiener Wohnungslosenhilfe

INHALTVERZEICHNIS

VORWORT	1
1. EINLEITUNG	2
2. THEORIE UND FORSCHUNGSSTAND	4
2.1. Lebenswelt und Lebenslage	4
2.1.1. Der Lebensweltbegriff – Wurzeln und Konzepte	4
2.1.2. Systemisch-konstruktivistisches Verständnis	6
2.1.3. Das Konzept der Lebenslagen	7
2.1.4. Subjektive Lebenswelten erforschen – aber wie?	8
2.2. Wohnungslosigkeit	9
2.2.1. Europäische Typologie	9
2.2.2. Ursachen und Aspekte	10
2.2.3. Aktueller Forschungsstand zu den Lebenswelten Wohnungsloser	11
2.2.4. Wohnungslosenhilfe in Österreich und Wien	12
2.3. Partizipation	13
2.3.1. Stufenmodell der Partizipation	14
2.3.2. Partizipation in der Wiener Wohnungslosenhilfe	14
3. FORSCHUNGSFELD & ERKENNTNISINTERESSE	16
3.1. Das Caritas Tageszentrum am Hauptbahnhof	16
3.1.1. Auftrag, Angebote, Zielgruppe	16
3.1.2. Arbeitsschwerpunkte	17
3.2. Lebenswelten fotografisch erforschen	18
3.3. Relevanz für die Soziale Arbeit	19
4. METHODOLOGIE UND METHODEN	20
4.1. Die Methodik der (Reflexiven) Grounded Theory	20
4.2. Partizipative Forschung	21
4.3. Fotografisch-visuelle Forschungsmethoden	22
4.3.1. Partizipative Fotobefragung	23
4.3.2. Photovoice	23
4.3.3. Generative Bildarbeit - Methodenentwicklung im Verein ipsum	24
5. FORSCHUNGSPROZESS	25
5.1. Projektbeschreibung	25
5.2. Vorbereitungen im Tageszentrum	26
5.3. Datenerhebung	27
5.3.1. Generative Bildarbeit	27
5.3.2. Partizipative Fotobefragung	30
5.3.3. Zusätzliche Datenmaterialien	30
5.3.4. Untersuchungssample	30
5.3.5. Chronologischer Projekt- und Erhebungsverlauf	31
5.3.6. Reflexion der Datenerhebung und Projektdurchführung	33

5.4.	Datenauswertung	33
5.4.1.	Kodieren	34
5.4.2.	Theoretisches Sampling.....	35
5.4.3.	Partizipativer Auswertungsprozess.....	36
5.5.	Partizipation im Forschungsprozess	37
5.6.	Forschungsethische Überlegungen und Maßnahmen	38
6.	ERGEBNIS – EIN MODELLENTWURF	41
6.1.	Das Phänomen.: Wunsch nach sozialen Beziehungen, gesellschaftlicher Zugehörigkeit, Normalität	43
6.1.1.	Dimension der sozialen Beziehungen	43
6.1.2.	Dimension der gesellschaftlichen Zugehörigkeit.....	45
6.1.3.	Dimension des normalen Lebens	46
6.2.	Ursachen: Einsamkeit, (finanzielle) Armut, Wohnungslosigkeit	46
6.3.	Kontext: Fotoprojekt – Tageszentrum – im Netz der WWH	47
6.4.	Intervenierende Bedingungen	47
6.4.1.	Rechtlicher Status	47
6.4.2.	Gesundheit	48
6.4.3.	Migration.....	49
6.4.4.	Biographische Prägungen	50
6.5.	Strategien und Konsequenzen	50
6.5.1.	Strategien im Öffentlichen Raum.....	50
6.5.2.	Strategien im persönlichen Kontext	57
6.5.3.	Strategien im institutionellen Kontext.....	61
7.	DISKUSSION	68
7.1.	Zusammenfassung der Ergebnisse	68
7.2.	Verknüpfung der Ergebnisse mit sozialwissenschaftlichen Konzepten	69
8.	METHODOLOGISCHE REFLEXION	73
8.1.	Das Fotoprojekt als Möglichkeitsraum - Selbsterfahrung, Begegnung und Austausch 73	
8.1.1.	Ebene der fotografischen Praxis	73
8.1.2.	Ebene sozialer Interaktionen	75
8.2.	Selbstreflexivität – über meine Rolle im Forschungsprojekt	77
8.3.	Potenziale und Grenzen der Forschungsmethodik in der niederschweligen WLH	79
9.	ZUSAMMENFASSUNG	81
9.1.	Implikationen für die Praxis	83
10.	VERZEICHNISSE	85
10.1.	Literaturverzeichnis	85
10.2.	Abbildungsverzeichnis	90
10.3.	Fotoverzeichnis	90
11.	ANHANG	92

VORWORT

Als Sozialarbeiterin und diplomierte Fotografin bewege ich mich zwischen zwei Arbeitsfeldern, welche auf den ersten Blick unterschiedlicher nicht sein könnten. In den letzten Jahren hat sich für mich jedoch genau das Arbeiten in diesem Grenzraum als positiv und aussichtsreich erwiesen. Die Verknüpfung von Fotografie und Sozialer Arbeit kann auf Ebenen der Praxis und Wissenschaft gedacht werden und eröffnet so neue, kreative Zugänge und Potenziale sowohl für eine pädagogische Handlungspraxis als auch für partizipative Forschungszugänge Sozialer Arbeit.

Als langjähriges Mitglied im Verein ipsum, welcher das Medium Fotografie in der interkulturellen und entwicklungspolitischen Bildungsarbeit einsetzt um Selbstausdruck, kritischen Dialog und Perspektivenwechsel zu fördern, konnte ich die methodische Vielfalt dieses Mediums im Arbeiten mit unterschiedlichsten Gruppen bereits in Praxisprojekten erproben und die darin liegenden Potenziale erkennen. ipsum arbeitet vor allem mit Menschen aus sozial benachteiligten Gruppen und versucht, mit Hilfe des Mediums Fotografie eine bewusste Annäherung an den eigenen Alltag zu ermöglichen, diesen über die entstandenen Bilder mit anderen zu reflektieren und sich somit neuer Blickwinkel bewusst zu werden. Perspektivenwechsel, Dialog und Empowerment fungieren als Schlüsselbegriffe in der praktischen Arbeit des Vereins (vgl. ipsum 2010). Daraus ergeben sich auch Anknüpfungspunkte von ipsum an die Soziale Arbeit. Die Förderung von Bildung und Partizipation, kritisch-reflektiertem Denken sowie die Förderung von Handlungsfähigkeit für einen gelingenderen Alltag sind ebenso zentrale Aspekte einer Lebensweltorientierten Sozialen Arbeit (vgl. Thiersch 2012) wie Ziele des Vereins. Vera Brandner, Gründerin des Vereins, hat im Rahmen von ipsum-Initiativen die Methodik der Generativen Bildarbeit entwickelt, welche sowohl in Praxisprojekten angewandt wird, als auch zum wissenschaftlichen Erforschen von Lebenswelten dient (vgl. Brandner 2017).

Seit Herbst 2015 bin ich im Caritas Tageszentrum am Hauptbahnhof als Sozialarbeiterin tätig und habe gleichzeitig das Masterstudium für „Sozialraumorientierte Soziale Arbeit“ begonnen. Im Tageszentrum arbeite ich mit Menschen, die von Obdachlosigkeit und Wohnungslosigkeit betroffen sind. Die Idee und der Wunsch, die beiden Tätigkeitsfelder Tageszentrum und ipsum in meiner Masterarbeit inhaltlich und methodisch zu verknüpfen, um mit der Methodik Generativer Bildarbeit die Lebenswelten wohnungsloser Menschen partizipativ zu erforschen, kam schon im ersten Semester meines Masterstudiums. Bislang habe ich ipsum-Projekte auf praktischer Ebene geplant, organisiert und umgesetzt. Das Vorhaben, Generative Bildarbeit im Rahmen eines partizipativen Forschungsprojekts im Tageszentrum anzuwenden, stellt für mich eine neue Dimension sowohl in der Arbeit im Tageszentrum als auch in der ipsum-Tätigkeit dar.

1. EINLEITUNG

Wohnungslosigkeit ist eine der offensichtlichsten und schwerwiegendsten Formen von Armut. Vor allem in Städten ist diese Form der Armut im öffentlichen Raum sichtbar, wenn Betroffene durch ihr äußeres Erscheinungsbild oder durch bettelndes Verhalten auffallen. Die Mehrheit der Menschen, die jedoch von Wohnungslosigkeit betroffen sind, versuchen die Straße als Aufenthaltsort zu vermeiden und begeben sich tagsüber in Tageszentren der Wohnungslosenhilfe (WLH), um den Strapazen im öffentlichen Raum zu entkommen. Tageszentren bieten Menschen in Notlagen neben Beratungen in erster Linie Angebote zur Befriedigung der Grundbedürfnisse an wie etwa Essen, Möglichkeiten zur Körperhygiene und saubere Kleidung. Durch meine beruflichen Erfahrungen als Sozialarbeiterin in einem Wiener Tageszentrum konnte ich feststellen, dass ein Teil dieser Menschen aber mehr bräuchte als nur diese Angebote zur Befriedigung der Grundbedürfnisse, nämlich auch konkrete gruppenbezogene kulturelle und kreative Angebote, welche Ablenkung, eine Beschäftigung und aktive Teilnahme ermöglichen.

Die vorliegende Forschungsarbeit verfolgt das Ziel, genauere Einblicke in die Lebenswelten der Menschen zu erlangen, welche das Tageszentrum regelmäßig aufsuchen. Aufgrund geringer Zeit- und Personalressourcen ist es im Alltagsbetrieb des Tageszentrums oft schwer machbar, sich einzelnen Besucher_innen intensiver zu widmen und einen Austausch über die individuelle Lebenssituation zu ermöglichen. Von Interesse sind vor allem die subjektiven Perspektiven der Betroffenen auf ihre aktuelle Lebenslage und die emotionalen Themen, mit denen sie sich im Alltag konfrontiert sehen. Zudem interessiert, wie sie ihr Leben außerhalb des Tageszentrums gestalten, mithilfe welcher Strategien sie ihren Alltag meistern und vor allem wie es ihnen dabei ergeht. Mein Erkenntnisinteresse gilt ihren subjektiven Lebenswelten nach Björn Kraus (2006). Der aktuelle Forschungsstand zu den subjektiven Lebenswelten wohnungsloser Menschen ist, zumindest im deutschsprachigen Raum, kaum vorhanden. Mit dieser Arbeit soll der Versuch unternommen werden, dieses Thema grob zu beleuchten.

Erforscht werden die Lebenswelten mithilfe eines innovativen Forschungszugangs im Rahmen eines partizipativen Fotoprojekts mit Besucher_innen des Caritas Tageszentrums am Hauptbahnhof. Basierend auf der Methodik Generativer Bildarbeit nach Vera Brandner (2017) fotografieren die Projektteilnehmer_innen selbst in ihren Lebenswelten und tauschen sich in regelmäßigen Gruppentreffen über die entstandenen Fotos aus. Eine solche Vorgehensweise zum Erforschen von Lebenswelten wohnungsloser Menschen ist nach Recherche in Österreich nicht bekannt.

Zudem soll versucht werden, alte und traditionelle Formen der Wissensproduktion beiseite zu legen und eine Forschung mithilfe von neuen, kreativen wissenschaftlichen Zugängen zu erproben. Fotografisch-visuelle Forschungsmethoden sind in der deutschsprachigen Sozialarbeitswissenschaft noch wenig etabliert. Mit dieser Arbeit wird eine dieser Methoden vorgestellt und auch auf ihre Anwendbarkeit in der Praxisforschung niederschwelliger Wohnungslosenhilfe diskutiert.

Die Arbeit orientiert sich am Forschungsstil der Reflexiven Grounded Theory (RGTM) nach Franz Breuer (2009, 2017) und kombiniert diesen mit einem partizipativen Forschungsansatz nach Hella von Unger (2014), welcher Betroffene als Co-

Forscher_innen in den Forschungsprozess miteinbezieht, um soziale Wirklichkeiten zu erforschen und auch zu verändern. Durch einen offenen, auf den Perspektiven der Teilnehmer_innen basierten und prozessorientierten Zugang kann so eine Annäherung an die subjektiven Lebenswelten von wohnungslosen Menschen stattfinden. Die Arbeit zeichnet sich durch Selbstreflexivität und Subjektivität aus, was die Forschung im Sinne der RGTM nicht schmälert, sondern als Chance für eine moderne, zeitgemäße Sicht auf Wissenschaftsproduktion gesehen wird. Vor allem in der RGTM nach Breuer sind wissenschaftliche Erkenntnisse durch eine Subjekt-Perspektive der Forschenden gekennzeichnet und werden als konstruktiv gewertet (vgl. Breuer et al. 2017: 5). Dies stellt einen klaren Gegensatz zum Postulat der Erkenntnis-Objektivität in der üblicherweise wissenschaftstheoretischen Konzeption dar (vgl. ebd.: 11f).

In Bezug auf die theoretische Verortung dieser Arbeit im Kontext sozialraumorientierter Sozialer Arbeit ist eine Auseinandersetzung mit Raumtheorien, welche die Zielgruppe betreffen, notwendig. Die vorliegende Arbeit beruht auf einem Konzept, welches Raum als relational mit konkreten physischen, aber auch sozialen Lokalisierungen und Positionierungen umfasst. Zurückzuführen sind diese Überlegungen auf das Konzept des Sozialen Raums von Pierre Bourdieu (1991), welcher auf einer analytischen Ebene zwischen einem physischen, konkreten und einem sozialen, abstrakten Raumbegriff unterscheidet. Diese beiden sind durch die soziale Aneignung des Raums miteinander verwoben, was für Bourdieu die Schnittstelle darstellt, *„an welcher sich die ungleichen gesellschaftlichen Strukturen in den physischen Raum einschreiben“* was bedeutet, *„dass soziale Strukturen, verstanden als ein Katalog von Regeln, Normen und Werten, in die Gestaltung der städtischen Materialität eingebaut werden“* (Fichtner et al. 2005: 14).

Das Kapitel 2 widmet sich den theoretischen Erläuterungen der dieser Arbeit zugrundeliegenden Begrifflichkeiten *Lebenswelt* und *Lebenslage*, *Wohnungslosigkeit* und *Partizipation*. In Kapitel 3 wird nach der Beschreibung des Forschungsfelds „Caritas Tageszentrum am Hauptbahnhof“, das Erkenntnisinteresse dieser Arbeit erläutert und auf die Relevanz des Themas für die Soziale Arbeit eingegangen. Das Kapitel 4 handelt von der Methodologie und den Methoden dieser Arbeit. Anfangs wird der Forschungsstil der (Reflexiven) Grounded Theory und partizipativen Forschung beschrieben. Im Anschluss daran werden drei partizipative, fotografisch-visuelle Forschungsmethoden vorgestellt, welche für diese Arbeit relevant sind. Das Kapitel 5 veranschaulicht den Forschungsprozess. Nach einer allgemeinen Projektbeschreibung wird auf die Datenerhebung und Datenauswertung eingegangen und im Anschluss daran werden wesentliche Aspekte visueller Ethik in den Blick genommen. In Kapitel 6 werden die Ergebnisse der Forschung in Form einer Modellskizze erläutert, welche die subjektiven Lebenswelten der Projektteilnehmer_innen abbilden. Das Kapitel 7 fasst die Ergebnisse zusammen und knüpft diese an bestehende sozialwissenschaftliche Konzepte von Zugehörigkeit an. Anschließend findet in Kapitel 8 eine methodologische Reflexion des Forschungsprojekts bezugnehmend auf die doppelte Zielsetzung partizipativer Forschungsansätze, der eigenen Rolle der Forscherin sowie Potenziale und Grenzen der Forschungsmethodik in der niederschweligen Wohnungslosenhilfe statt. Die Arbeit endet mit einer abschließenden Zusammenfassung der Forschung und Implikationen für die Praxis der Sozialen Arbeit in der niederschweligen Wohnungslosenhilfe.

2. THEORIE UND FORSCHUNGSSTAND

Ziel dieses Kapitels ist es, den inhaltlichen Rahmen dieser Arbeit durch die Bearbeitung der relevanten Themenbereiche „Lebenswelt und Lebenslage“ „Wohnungslosigkeit“ und Partizipation“ zu skizzieren. Die Begriffe werden jeweils theoretisch diskutiert und in den aktuellen Forschungsstand eingebettet.

2.1. Lebenswelt und Lebenslage

Wie bereits dem Titel der vorliegenden Arbeit zu entnehmen ist, nimmt die Lebenswelt von wohnungslosen Menschen in diesem Forschungsvorhaben eine zentrale Rolle ein. Sowohl der Begriff der Lebenswelt als auch der Begriff der Lebenslage sind in Theorie und Praxis der Sozialen Arbeit verankert. Jedoch werden diese beiden Begriffe oft auch allzu selbstverständlich, unklar und manchmal auch synonym verwendet, was im fachlichen Diskurs bereits zu großer Kritik führte.

Basierend auf einem konstruktivistischen Verständnis von „Lebenswelt“ nach Björn Kraus (2006) wird in Kapitel 2.1.1. der Lebensweltbegriff auf seine phänomenologischen Wurzeln hin beleuchtet. An dieser Stelle soll gesagt sein, dass es sich hierbei aber keinesfalls um eine umfassende Ausarbeitung handelt. Vielmehr soll der Versuch unternommen werden, den wesentlichen Aspekt des phänomenologischen Aspekts herauszuarbeiten, nämlich die Relevanz der subjektiven Perspektive. Zudem werden Grundzüge des Konzepts der Lebensweltorientierung nach Hans Thiersch, dem Vertreter der Lebensweltorientierten Sozialen Arbeit im deutschsprachigen Raum, skizziert. Anschließend werden in Kapitel 2.1.2. die Begriffe Lebenswelt und Lebenslage aus einer systemisch konstruktivistischen Perspektive nach Kraus (2006) betrachtet und eine klare Begriffsdifferenzierung durchgeführt. Dem folgt in Kapitel 2.1.3. eine kurze Abhandlung des vor allem in der Armutsforschung angewandten Konzepts der Lebenslagen. Abschließend wird in Kapitel 2.1.4. der Frage nachzugehen, wie eine mögliche Operationalisierung von „Lebenswelt“ für das vorliegende Forschungsprojekt ablaufen kann.

2.1.1. Der Lebensweltbegriff – Wurzeln und Konzepte

Das fachliche Interesse am Alltag der Klient_innen Sozialer Arbeit begann in den siebziger Jahren. Diese Alltagsorientierung wurde immer mehr in den Fokus sozialpädagogischen und sozialwissenschaftlichen Handelns gerückt. 1986 spricht Wolf Rainer Wendt von einer „Hinwendung der Sozialwissenschaften zum Alltag“ (1986: 9ff) und gleichzeitig konstatiert Hans Thiersch eine „Alltagswende“ der Sozialpädagogik (Thiersch 1986). Dem Konzept der „Alltagswende“ liegen kritisch-phänomenologische Überlegungen zum Alltag und zur „Lebenswelt“ zugrunde. Die phänomenologischen Wurzeln des Lebensweltbegriffs liegen bei Edmund Husserl, „welcher schon 1917 mit dem Begriff der Lebenswelt die Welt der reinen Erfahrung bezeichnet“. (Kraus 2016: 118) Husserl kritisierte die europäische Wissenschaftsentwicklung Mitte der dreißiger Jahre, die nicht mit dem „Alltagsleben“ der Menschen zu tun hat und sich am methodischen Objektivitätsideal orientiert. Björn Kraus schreibt dazu:

„Konstruktivistisch formuliert (ohne Husserl als Konstruktivisten verorten zu wollen) könnte man sagen, er kritisiert die Tendenz der damaligen Wissenschaft, die

Bedeutung des Beobachters für das Ergebnis der Beobachtung nicht angemessen zu beachten. Dabei ist für Husserl entscheidend, dass jegliche Wahrnehmung vor dem Hintergrund eines persönlichen Erfahrungshorizontes gemacht wird, und somit das Ergebnis einer Wahrnehmung immer abhängig von der Sozialisation, Kulturation und Personalisation des Wahrnehmenden ist.“ (Kraus 2006: 119)

Jedoch versuchte Husserl diese Subjektivität von Wahrnehmung zu überwinden, um mit seiner Methode der „phänomenologischen Reduktion“ zur Beschreibung des „reinen Phänomens“ zu gelangen. Die Aussagen Husserls können weitergedacht als eine Art Initialzündung für eine Richtungsänderung in den Sozialwissenschaften gesehen werden, welche die Rolle und Perspektive der Forscherin im Forschungsprozess bewusst thematisiert, so wie es auch in dieser Arbeit versucht wird.

Alfred Schütz greift Husserls „Phänomenologie der Lebenswelt“ auf und entwickelt darauf aufbauend seine „Soziologie des Alltags“. Er wechselt den Begriff der „Lebenswelt“ durch den Begriff der „Alltagswelt“ aus, stellt aber in seiner 1957 erschienenen Erörterung Husserls Überlegungen in Frage. Kraus fasst den Ansatz Schütz folgendermaßen zusammen:

„Schütz ist der Annahme, dass der Mensch seine Welt im Handeln erfährt und derart über die „Wirkwelt“ zu seiner „Lebenswelt“ gelangt. Dabei kommt für Schütz der „sozialen Welt“ als Rahmenbedingung dieses Handelns eine besondere Bedeutung zu. Die „Lebenswelt“ ergibt sich s.E. aus der natürlichen Auseinandersetzung des Menschen mit seiner sozialen Welt. Auch für Schütz ist damit die „Lebenswelt“ eines Menschen das Resultat dessen zunächst subjektiver Wahrnehmung seiner Umwelt.“ (Kraus 2006: 120)

Unterschiedliche soziale und materielle Lebensumstände sowie individuelle psychische und physische Bedingungen haben Einfluss auf den „Prozess des Welt-Erfahrens“ und lassen darauf schließen, dass sich auch die Lebenswelten von Menschen unterscheiden (vgl. Kraus 2006: 120). Die Relevanz der subjektiven Perspektive wird also sowohl für Husserls Lebensweltbegriff als auch für Schützs Begriff der Alltagswelt deutlich. Jedoch bedeutet die phänomenologische Orientierung an der Lebenswelt nicht nur die *„Hinwendung zum Alltag der Menschen und die Beachtung unterschiedlicher Alltagsbedingungen, sondern immer auch die Berücksichtigung möglicher Unterschiede in der Wahrnehmung der gleichen Alltagsbedingungen“* (Kraus 2006: 121). Hitzler bringt es auf den Punkt in dem er sagt, dass das Erleben maßgeblich für unsere Situationsdefinition sei, und eben nicht ein objektiver Sachverhalt (vgl. Kraus: 122). Die Subjektivität der Lebenswelt ergibt sich also einerseits durch die unterschiedlichen Lebensbedingungen der Menschen und andererseits durch die unterschiedliche physische und psychische Ausstattung der Menschen, das heißt *„es unterscheidet sich also zum einen, was wahrgenommen wird, und zum anderen aber auch, wie etwas wahrgenommen wird“* (Kraus 2006: 122).

Der Begriff der „Lebenswelt“ gewinnt in der Sozialen Arbeit in den 70er Jahren zunehmend an Bedeutung (Thiersch 1986). In den Neunzigern findet dann ein Perspektiven- bzw. Paradigmenwechsel hin zur Lebensweltorientierung statt. Heute stellt die Lebensweltorientierung eine zentrale Theorieströmung in der Sozialen Arbeit dar, die *„sowohl ein Rahmenkonzept sozialpädagogischer Theorieentwicklung als auch eine grundlegende Orientierung sozialpädagogischer Praxis“* (Grunwald/Thiersch 2001: 1136) beschreibt, welche auf den Alltagswelten der Klient_innen basiert und *„Menschen im Sinne einer Hilfe zur Selbsthilfe bei ihren individuellen Versuchen der Lebensbewältigung*

unterstützt“ (Krisch et al. 2011: 52). Thiersch verwendet die Begriffe Alltagswelt und Lebenswelt synonym. Für Thiersch ist die Lebenswelt die Welt die selbst erfahren, gedeutet und interpretiert wird. Diese Welt ist gegliedert in Raum, Zeit und Beziehung und in dieser Umwelt findet sich der Mensch wieder und muss sie bewältigen. Dabei betont Thiersch u. a. die Bedeutung von Routinen, welche den Alltag entlasten und somit stabilisierend wirken und so etwas wie Vertrauen in die Wirklichkeit und in einen selbst geben (vgl. Thiersch 2014: Video). Nach Thiersch und Grunwald betont das Konzept der Lebensweltorientierung, *„dass der Ausgang aller Sozialer Arbeit in den alltäglichen Deutungs- und Handlungsmustern der Adressat-Innen und in ihren Bewältigungsanstrengungen liegt“* (ebd. 2015: 327). Die Aufgabe der Sozialen Arbeit sieht Thiersch im Stellen von Fragen nach einem bewältigbaren bzw. gelingenderem Leben. Soziale Arbeit soll Menschen in ihren gegebenen Verhältnissen und Problemen respektieren und ihre bisherigen Problemlösungsstrategien ernst nehmen. Sie soll Menschen aber auch andere Lösungen anbieten und ihnen diese auch zumuten, wenn daraus ein gelingenderer Alltag resultieren kann. Es geht also nach Thiersch um die Verhandlung zwischen Problemlösungen unterschiedlicher Qualität und unterschiedlicher Glücklichkeit und nicht um Probleme auf der einen Seite und Lösungen auf der anderen Seite (vgl. Thiersch 2014: Video).

2.1.2. Systemisch-konstruktivistisches Verständnis

Björn Kraus (2016) greift die Ausführungen Husserls und Schütz auf und problematisiert vor allem die Doppelperspektive des Lebensweltbegriffs. So verweist dieser gleichzeitig „auf die „objektiven“ Rahmenbedingungen eines Menschen als auch auf deren „subjektive“ Wahrnehmung“, was zu einer begrifflichen Unschärfe des Lebensweltbegriffs führt. Um einen Ausweg zu finden greift Kraus unterstützend den Begriff der Lebenslage auf, setzt ihm dem Lebensweltbegriff gegenüber und versucht durch eine systemisch-konstruktivistische Begriffskonstruktion beziehungsweise Begriffskonkretisierung die Bedeutungen der beiden Begriffe auf entgegengesetzte Schwerpunkte hin zu konzentrieren. Mit Lebenswelt bezeichnet nun Kraus die subjektiv wahrgenommene Welt eines Menschen, mit Lebenslage dessen tatsächliche Lebensbedingungen. Der Mensch konstruiert also seine Lebenswelt unter den jeweiligen Bedingungen seiner Lebenslage (vgl. Kraus 2006: 125). Kraus nennt als Beispiele für diese materiellen und immateriellen Lebensbedingungen *„etwa die Arbeitssituation, die Verfügungsgewalt über materielle Ressourcen, der Wohnraum, das soziale Umfeld (Freunde, Feinde, Bekannte, Verwandte, ...), aber auch die eigene körperliche Verfasstheit (dick-dünn, groß-klein, weiblich-männlich, gesund-krank, ...)“* (ebd.: 125). Die Lebenswelt beschreibt er als das Ergebnis der subjektiven Wahrnehmung der zur Verfügung stehenden Lebenslage. *„So gehört beispielsweise der Körper eines Menschen ebenso wie der genutzte Wohnraum zu seiner Lebenslage, die subjektive Wahrnehmung dieses Körpers und Wohnraums jedoch zur Lebenswelt“* (ebd.: 125). Um diese Differenzierung genauer zu verdeutlichen bedient sich Kraus der konstruktivistischen Unterscheidung zwischen „Wirklichkeit“ und „Realität“. *„Als Realität gilt die physikalische Welt, hingegen die subjektive Erlebniswelt als Wirklichkeit“* (ebd.: 125), was somit bedeutet, dass die Wirklichkeit das Ergebnis der subjektiv wahrgenommenen Realität ist. Nun wendet er diese begriffliche Differenz von Wirklichkeit und Realität auf die Unterscheidung zwischen Lebenswelt und Lebenslage an. Demnach

gilt die Lebenswelt als die Wirklichkeit eines Menschen, hingegen die Lebenslage als seine ihn umgebende Realität (vgl. ebd.: 126).

2.1.3. Das Konzept der Lebenslagen

Der Begriff der Lebenslage wurde nicht erst von Björn Kraus aufgegriffen, sondern hat ebenfalls eine lange Geschichte in der soziologischen Forschung. Er wurde von Karl Marx und Friedrich Engels in ihrer Auseinandersetzung mit der Situation des Proletariats des 19. Jahrhunderts verwendet und später von Otto Neurath und Gerhard Weisser geprägt. Neurath definiert den Begriff der Lebenslage folgendermaßen:

„Die Lebenslage ist der Inbegriff aller Umstände, die verhältnismäßig unmittelbar die Verhaltensweisen eines Menschen, seinen Schmerz, seine Freude bedingen. Wohnung, Nahrung, Kleidung, Gesundheitspflege, Bücher, Theater, freundliche menschliche Umgebung, all das gehört zur Lebenslage.“ (1981: 512)

Wie aus dem Zitat hervorgeht, wurde, ähnlich wie beim Begriff der Lebenswelt in seinem phänomenologischen Verständnis, nicht klar in objektive Lebensbedingungen und deren subjektive Wahrnehmung unterschieden. Dietrich Engels (2006) bietet passend zur Begriffsschärfung von Kraus eine Konkretisierung von Lebenslage an, indem er diese nur auf die objektiven Lebensbedingungen beschränkt, auf die Person reagieren, und nicht die Reaktion der Personen selbst mit abdeckt.

Heute wird das Lebenslagen-Konzept vor allem in der soziologischen Armutsforschung und in der Sozialberichterstattung verwendet mit dem Ziel, die Mehrdimensionalität unterschiedlicher Lebensbereiche in ihrer Wechselwirkung zu analysieren und nicht nur den Fokus auf die finanzielle Dimension zu richten:

„Anhand des Lebenslagenansatzes lassen sich unterschiedliche Lebensverhältnisse in mehrdimensionaler Perspektive beschreiben. Nicht nur materielle Lebensverhältnisse, sondern auch weitere Einflussfaktoren wie Bildung, Beschäftigung bzw. Arbeitslosigkeit, Krankheit, Wohnsituation, Trennung und Alleinerziehung, soziale Netzwerke und anderes beeinflussen diesem Konzept zufolge die Lebenslage. Zwar darf das Gewicht des finanziellen Faktors nicht übersehen werden – monetäre Armut hat einen zentralen Stellenwert und wirkt sich auch in anderen Lebenslage-Dimensionen aus (z.B. korrespondiert das Wohnen in Substandardwohnungen in der Regel mit geringem Einkommen). Es gibt aber auch Defizite, die mit zusätzlichen finanziellen Mitteln nicht zu beheben sind: z.B. im Falle von Ehescheidung und deren psycho-sozialen Folgen sowie von Krankheit, Suchterkrankung, Behinderung oder Pflegebedürftigkeit und deren psychosomatischen Folgen wird die Lebenslage von einkommensunabhängigen Faktoren bestimmt.“ (Engels 2006: 3)

Versuche zur Operationalisierung des Lebenslagenkonzepts für die empirische Sozialberichterstattung werfen aber nach wie vor ungelöste Probleme auf, vor allem, was die Zahl der Dimensionen und die Definition von Schwellen der Unterversorgung betrifft (vgl. ebd.: 6). Außerdem stehen nicht immer die erforderlichen Daten zur Verfügung. Die Dimensionen des Lebenslage-Konzepts werden oft unterschiedlich ausgelegt. So definieren Hanesch et al. (1994) als Dimensionen einer Lebenslage die fünf Bereiche Einkommen, Arbeit, Bildung, Wohnen und Gesundheit. In der Armut- und Reichtumsberichterstattung der deutschen Bundesregierung, welche sich ebenfalls am

multidimensionalen Lebenslagen-Ansatz orientiert, wird dieses Problem pragmatisch gelöst, indem die einzelnen Bereiche in jeweiliger Ressortverantwortung bearbeitet werden (vgl. Engels 2006: 6f). Andere Autoren wie etwa die European Foundation for the Improvement of Living and Working Conditions (2004) schlagen zur Beschreibung von Lebenslagen weitere Dimensionen vor, die den fünf oben genannten hinzuzuziehen sind:

„Haushaltsstruktur und Familienbeziehungen; Freizeit, Medien und Kultur; Soziale Infrastruktur (z.B. Dienstleistungen, Transportsystem); Bürgerrechte / soziale Rechte / politische Partizipation; Umweltqualität; Öffentliche Sicherheit; Wahrgenommene Qualität der Gesellschaft; Subjektives Wohlbefinden.“ (Engels 2006: 9)

In dieser Auflistung sind aber auch wieder objektiven Strukturbedingungen und subjektive Aspekte vermischt, was wieder auf unklare Begriffsverwendungen hinweist.

Abschließend kann nochmals gesagt werden, dass es bisher keine einheitliche Operationalisierung des Lebenslage-Konzepts gibt und unterschiedliche Dimensionen mithilfe statistisch verfügbarer Daten in den Blick genommen werden.

2.1.4. Subjektive Lebenswelten erforschen – aber wie?

Wie aber lassen sich die subjektiven Lebenswelten nun erforschen? Björn Kraus erläutert dies in einem Vortrag an der evangelischen Hochschule Freiburg (2014) und bezieht sich hier auf die von Arnold Retzer formulierten Unterscheidungen zwischen „gelebtem Leben“, „erlebtem Leben“ und „erzähltem Leben“. „Gelebtes Leben“ ist demnach das, was passiert, der Organismus in Raum und Zeit. „Erlebtes Leben“ meint die subjektive Empfindungen über das gelebte Leben und „erzähltes Leben“ meint den kommunikativen Akt. Wenn wir uns an der Lebenswelt der Menschen orientieren wollen, dann wäre nach Kraus die relevante Kategorie die des „erlebten Lebens“. Dies stelle zuerst aber eine paradoxe Anforderung dar, denn das würde bedeuten, dass man sich an einer Kategorie orientieren müsste, zu der man gar keinen Zugang hat, da die subjektive Wirklichkeitskonstruktion eines Menschen nicht direkt zugänglich sei, so Kraus.

Was bleibt, so Kraus, sei lediglich eine Annäherung an das „erlebte Leben“, also der Lebenswelt eines Menschen. Diese Annäherung könne zum einen in der Auseinandersetzung mit dem „gelebten Leben“, also der Lebenslagen, stattfinden. Dies würde auch nichts darüber aussagen wie Menschen ihre Lebenslage wahrnehmen. Zudem müsse klar sein, dass die Erfassung der Lebenslage auch nicht objektiv vonstattengehe, sondern diese auch immer durch den Filter der Wahrnehmungsbedingungen der/des Forschenden laufe. Zum anderen könne eine Auseinandersetzung mit dem „erzählten Leben“ durch Kommunikation stattfinden. Wesentlich sei jedoch auch hier die selbstkritische Reflexion der/des Forschenden in Bezug auf die Auseinandersetzung mit kommunikativen Angeboten der Adressat_innen, denn gerade die Einsicht in die eigenen Anteile des Wahrnehmens, des Wertens, der Grenzen des Verstehen-Könnens, erhöhe die Wahrscheinlichkeit, sich dieser lebensweltlichen Kategorie, an der wir uns orientieren wollen, zumindest anzunähern. Insofern meint Kraus mit lebensweltlicher Orientierung nicht das tatsächliche Erfassen der Lebenswelt des gegenüber, sondern die Orientierung an der Subjektivität dieser Kategorie.

Dass das Vorhaben dieser Arbeit, nämlich das Erforschen subjektiver Lebenswelten von obdachlosen und wohnungslosen Menschen, also kein leichtes Unterfangen darstellt, muss nicht betont werden, zumal die Schwierigkeit der Operationalisierung der

Lebenswelt, wie gerade eben erläutert, auch von Kraus betont wird. Jedoch betont er auch die Wichtigkeit, sich diesem schwierigen Unterfangen zu stellen (Kraus 2014: Video). Mit dieser Arbeit und dem zugrundeliegenden Forschungsprojekt wird der Versuch unternommen, sich den subjektiven Lebenswelten von obdachlosen und wohnungslosen Menschen im Sinne Kraus´ durch einen auf Partizipation und Dialog basierten, qualitativen Forschungszugang anzunähern. Diese Arbeit wird also als Versuch gesehen, das „erlebte Leben“ der Betroffenen durch „erzähltes Leben“, also durch Dialog, welcher in methodisch geleiteten Gruppentreffen stattfindet, zu erforschen. Als zentrales Element in diesem Prozess stehen von den Betroffenen selbst gemachte Fotos aus ihrem Leben, welche sich auf das „gelebte Leben“ beziehen und somit auch als Abbilder ihrer Lebensrealitäten gesehen werden können.

2.2. Wohnungslosigkeit

*Wohnen ist ein Grundbedürfnis. Dieses nicht zu befriedigen, bedeutet den Ausschluss aus dem gesellschaftlichen Leben.
(BAWO 1998: 10)*

Nach Wolfgang Ayaß (2013) beschreibt Wohnungslosigkeit als Oberbegriff die Lebenslage von Menschen ohne festen Wohnsitz (vgl. ebd.: 90). Wohnungslose Menschen sind in einem hohen Maß von Armut und Exklusion betroffen, der Verlust von privatem Wohnraum stellt in unseren Breitengraden wohl die höchste Form von Armut dar.

Im vorliegenden Forschungsprojekt wurde mit der Zielgruppe obdachloser und wohnungsloser Menschen gearbeitet. In der Alltagsdiskussion werden die Begriffe Obdachlosigkeit und Wohnungslosigkeit oft synonym verwendet. Im Folgenden werden deshalb diese Begriffe einer Begriffsklärung unterzogen (2.2.1.). Danach wird ein Überblick über mögliche Ursachen und Lebenslagenaspekte skizziert (2.2.2.). Dem folgt ein kurzer Einblick in die Angebote der Wiener Wohnungslosenhilfe (2.2.3.). Abschließend wird der aktuelle Forschungsstand zu den Lebenswelten Wohnungsloser umrissen, der sich im Vergleich zu anderen Forschungen noch eher im Rückstand befindet (2.2.4.).

2.2.1. Europäische Typologie

Um die Begriffe „Obdachlosigkeit“ und „Wohnungslosigkeit“ klar voneinander zu differenzieren wird in dieser Forschung auf die ETHOS-Typologie des Europäischen Dachverbands der Wohnungslosenhilfe FEANTSA (European Federation of National Associations Working with the Homeless) zurückgegriffen. ETHOS klassifiziert wohnungslose Menschen nach ihrer Wohnsituation und unterscheidet dabei vier Bereiche: obdachlos, wohnungslos, ungesichertes und ungenügendes Wohnen. Die Typologie basiert auf drei Grundpfeilern, die Wohnen ermöglichen, nämlich auf einen physischen, sozialen und rechtlichen Bereich. Bei Abwesenheit dieser kann auch Wohnungslosigkeit definiert werden. Als physischer Bereich wird der Besitz eines Raumes definiert, über den Besitzrechte ausgeübt werden. Der soziale Bereich ist jener der Bereich, in dem Privatheit aufrechterhalten und Beziehungen gepflegt werden können. Der rechtliche Bereich definiert sich über einen legalen Rechtstitel. Diese Klassifikation soll es erleichtern, Wohnungslosigkeit feststellen und verschiedenste politische Interventionen setzen zu

können (vgl. FEANTSA 2017).

Als obdachlos gelten einerseits Menschen, die auf der Straße leben, an öffentlichen Plätzen wohnen, ohne eine Unterkunft, die sich in Verschlägen, Parks oder unter Brücken etc. aufhalten. Andererseits sind aber auch Menschen in Notunterkünften, die keinen festen Wohnsitz haben und in Wärmestuben, Notschlafstellen oder anderen niederschweligen Einrichtungen übernachten, obdachlos (vgl. ebd.).

Im Gegensatz dazu sind als wohnungslos jene Menschen zu verstehen, die in Wohnungsloseneinrichtungen wie z.B. Übergangwohnheimen, Asylen und Herbergen, oder Einrichtungen für Migrant_innen bzw. Asylwerber_innen wohnen. Ebenso gelten jene Menschen als wohnungslos, die aus Institutionen wie Krankenhäusern, Strafanstalten oder Jugendheimen in ungesicherte Wohnverhältnisse entlassen werden. Auch Bewohner_innen von Dauereinrichtungen für Wohnungslose oder Menschen, die sich in ambulanter Wohnbetreuung in Einzelwohnungen befinden, fallen laut ETHOS Typologie in die Kategorie wohnungslos (vgl. ebd.).

Menschen, die in prekären Wohnverhältnissen ohne rechtliche Absicherung leben, sind der Kategorie ungesichertes Wohnen zuzuordnen, ebenso jene, die in ihrem derzeitigen Wohnraum von Delogierung oder Gewalt bedroht sind. Der Kategorie ungenügendes Wohnen werden Menschen zugeordnet, die in provisorischen Unterkünften oder in ungeeigneten bzw. überfüllten Räumen leben (vgl. ebd.).

Vor allem die Unterscheidungen der Kategorien „obdachlos“ und „wohnungslos“ werden in Kapitel 5.3.5. für die Beschreibung des Untersuchungssamples verwendet und sind wesentlich für das Verstehen und Nachvollziehen der Ergebnisse. In den folgenden Kapiteln wird jedoch der Begriff „Wohnungslosigkeit“ als Überbegriff für „Obdachlosigkeit und Wohnungslosigkeit“ verwendet.

2.2.2. Ursachen und Aspekte

Die Ursachen für Wohnungslosigkeit sind vielfältig, mehrdimensional und keinesfalls generalisierbar, denn ökonomische, gesellschaftliche und individuelle psychosoziale Faktoren wirken gleichermaßen aufeinander ein. Einkommensarmut als traditionellen Zugang in die Wohnungslosigkeit als Folge der Herkunft aus einem Armutsmilieu gibt es zwar nach wie vor, doch seit geraumer Zeit ist im öffentlichen Diskurs vor allem die Rede vom Begriff der „neuen Armut“, der Verarmung der Mittelschicht. Diese wird als Folge eines sozialen Abstiegs aufgrund gesellschaftlicher und ökonomischer Veränderungen und neoliberale Wirtschafts- und Sozialpolitiken gesehen (vgl. Schoibl Heiz 2004: 4). Gesellschaftspolitische Faktoren wie gestiegene Arbeitslosigkeit, Einsparungen bei sozialen Sicherungssystemen und der Anstieg der Mietpreise in den Städten bewirken bei vielen Menschen eine Belastungsspirale, die die Wohnversorgung gefährden (vgl. Kellinghaus Christoph 2000: 14). Auch der Abbau psychiatrischer Betten sowie die steigende gesellschaftliche Diskriminierung von ethnischen Minderheiten wirken sich auf das Phänomen Wohnungslosigkeit aus. Global-gesellschaftliche Phänomene wie Flucht und Migration bringen zudem neue von Wohnungslosigkeit betroffene Gruppen hervor, da ihnen einerseits legale Rechtstitel und finanzielle Mittel zur Beschaffung von leistbarem Wohnraum fehlen und sie andererseits von gesellschaftlicher Diskriminierung aufgrund ihrer ethnischen oder religiösen Zugehörigkeit betroffen sein können, was die Suche nach Wohnraum und Arbeit deutlich erschwert. Zudem kommt ein breites Spektrum an individuellen Risikofaktoren wie etwa biographische Prägungen, schwierige Bedingungen

in der Kindheit in Bezug auf Familie, Heimaufenthalte oder Jugendgefängnissen, gesundheitliche Probleme oder beispielsweise Substanzabhängigkeiten dazu, welche eine höhere Vulnerabilität für das Auftreten von Wohnungslosigkeit darstellen können (vgl. ebd.: 14f). Auslösende Momente wie Ehescheidungen, eine plötzliche Lebenskrise, Arbeitslosigkeit aber auch das Auftreten von körperlichen oder psychischen Erkrankungen können dann eine Überforderung der psychologischen, sozialen und ökonomischen Ressourcen bedeuten und zum Verlust von Wohnraum führen. Je nach individuellen und sozialen Ressourcen und der Lage auf dem Wohnungs- und Arbeitsmarkt besteht die Gefahr, dass sich die Wohnungslosigkeit zu einer dauerhaften Notlage verfestigt und ein Entkommen aus dieser Abwärtsspirale zunehmend schwieriger wird (vgl. ebd.: 15). Bei der Beschreibung der Lebensbedingungen wohnungsloser Menschen sind sowohl genderspezifische Aspekte zu berücksichtigen als auch die jeweilige Wohn- bzw. Unterbringungssituation sowie die Aspekte Gesundheit, Einkommen, Bildung, Erwerbsarbeit, Alter und Migration. Weitere wesentliche Aspekte stellen soziale Netzwerke und politische und gesellschaftliche Partizipation dar. All diese Aspekte beeinflussen sich gegenseitig und wirken auf die jeweilige Lebenslage ein. Die Lebensbedingungen von obdachlosen Menschen, die „auf der Straße“ schlafen, unterscheiden sich beispielsweise in einigen Bereichen deutlich von den Lebensbedingungen der Menschen, welche in betreuten Wohneinrichtungen der Wohnungslosenhilfe untergebracht sind. Alle von ihnen leben allerdings in materieller und immaterieller Armut (vgl. Gerull Susanne 2009: 39). Dass sich das Fehlen einer Wohnung auch auf die Gesundheit auswirkt, und dass Menschen, die auf der Straße leben im Vergleich zu stationär untergebrachten Wohnungslosen nochmals eine deutlich schlechtere Gesundheitslage aufweisen, wurde in Studien belegt (vgl. GOE 2004: 60). Hervor zu streichen ist in diesem Zusammenhang der Aspekt der sozialen Netzwerke, welcher oft in der Darstellung der Lebenslage Wohnungsloser eine sehr untergeordnete Stelle einnimmt. Zu den sozialen Netzwerken zählen neben Familie, Freunden und Arbeitskollegen auch die Nachbarschaft sowie professionelle Hilfeangebote (vgl. BMAS 2013: 299).

2.2.3. Aktueller Forschungsstand zu den Lebenswelten Wohnungsloser

Forschung und Wissenschaft im Bereich Wohnungslosigkeit sind im deutschsprachigen Raum im Vergleich zur Wohnungslosenforschung z. B. in Großbritannien oder Frankreich deutlich im Rückstand. Daher scheint es auch nicht verwunderlich, dass es bisher kaum Forschungen darüber gibt, wie Betroffene ihre Situation wahrnehmen, was sie beschäftigt und wie sie mit dieser umgehen. Nur einige wenige Studien nehmen diesen subjektiven Blick der Betroffenen in den Fokus. Zu nennen ist die Studie „*Was brauchen wohnungslose Frauen? Alltagsbewältigung, Raumerfahrung und Versorgungsangebote aus Sicht Wohnungsloser Frauen*“ von Cornelia Helfferich (2000), welche u.a. die subjektive Raumwahrnehmung der Betroffenen anhand von Gruppendiskussionen und Mental Maps erforschte. Jörg Fichtner (2005) legte in seiner Studie „*Dass die Leute uns nich' alle über einen Kamm scheren*“: Männer in Wohnungsnot; eine qualitative Untersuchung zu Deutungsmustern und Lebenslagen bei männlichen Wohnungsnotfällen“ den Fokus auf das andere Geschlecht. Beide Studien wurden für den deutschen Gesamtbericht des Forschungsverbundes über „Wohnungslosigkeit und Hilfen in Wohnungsnotfällen“ des Jahres 2005 herangezogen. Anhand der Dimensionen „Einrichten im Wohnungsnotfall“, „Armut und Arbeitslosigkeit“, „Soziales Kapital“, „Gesundheit, Alkoholkonsum/Abhängigkeit

und Gewalt“, „Männer- und Frauenbilder“ sowie „das Hilfesystem“ wurde vor allem die subjektive Sichtweise der Betroffenen auf diese Bereiche untersucht. Zu nennen ist auch, die von der L&R Sozialforschung durchgeführte Studie zur Evaluierung der Wiener Wohnungslosenhilfe aus dem Jahr 2012, welche von der MA24 Magistratsabteilung für Gesundheits- und Sozialplanung der Stadt Wien in Auftrag gegeben wurde. Darin wird das Angebot der WWH in der Wahrnehmung der Klient_innen erforscht und auf Basis von Zielgruppeninterviews der Frage nachgegangen, wie sich die vier Lebensbereiche ‚Arbeit und Erwerbstätigkeit‘, ‚finanzielle Situation‘, ‚soziales Umfeld‘ sowie ‚Gesundheit‘ im Augenblick darstellen und ob in diesen Feldern Veränderungen bzw. Verbesserungen eingetreten sind. Jürgen Malyssek und Klaus Störch (2009) richten in ihrem Buch „Wohnungslose Menschen, Ausgrenzung und Stigmatisierung“ den Blick neben Zahlen und Fakten zur Wohnungslosigkeit in Deutschland auch auf Einzelschicksale, Biografien und Erfahrungen von Wohnungslosen um sich deren Lebenswirklichkeiten anzunähern. Zuletzt ist noch die Arbeit von Claudia Steckelberg (2010) zu nennen, welche die Lebenswelten wohnungsloser Mädchen und junger Frauen anhand von biografischer Interviews untersuchte. Die Suche nach Anerkennung und die Bedeutung von gesellschaftlichen Normen und Werten spielen dabei eine zentrale Rolle und geben zutiefst persönliche Einblicke in die Erfahrungen und Orientierungen der Betroffenen.

2.2.4. Wohnungslosenhilfe in Österreich und Wien

Im Folgenden wird zuerst ein kurzer Überblick über relevante Quellen zum Thema Wohnungslosigkeit in Österreich gegeben und danach die Angebotsstruktur der Wiener Wohnungslosenhilfe skizziert. Eine ausführliche Abhandlung der Wohnungslosenhilfe in Österreich ist in der vorliegenden Arbeit nicht vorgesehen, da es den inhaltlichen Rahmen sprengen würde.

Die Bundesarbeitsgemeinschaft Wohnungslosenhilfe BAWO als Dachverband aller Einrichtungen der Wohnungslosenhilfe (WLH) in Österreich beschreibt in ihrem Grundsatzprogramm wesentliche Ziele, Aufgaben und Rahmenbedingungen der Wohnungslosenhilfe in Österreich sowie diverse Standards (BAWO 2009). Das 1999 durchgeführte Forschungsprojekt der BAWO hat durch seine Grundlagenhebung in Österreich erstmals einen Einblick in die gesamtösterreichische Darstellung des Problems der Wohnungslosigkeit gegeben (Schoibl, Eitel 1999).

Die Stadt Wien bietet auf ihrer Website (www.wien.gv.at) gute und aufschlussreiche Berichte und Studien unterschiedlichster Institutionen und Organisationen zum Thema Wohnungslosigkeit in Österreich. Empfehlenswert ist die von der L&R Sozialforschung zuvor schon genannte Evaluierung der Wiener Wohnungslosenhilfe aus dem Jahr 2012, sowie eine Studie der BAWO, welche von 2006 bis 2008 eine zum Thema Wohnungslosigkeit und Wohnungslosenhilfe in Österreich durchgeführt wurde. Zudem stehen auf der Webpage der BAWO (www.bawo.at) unterschiedlichste Publikationen zum Download zur Verfügung. Zu erwähnen sind des Weiteren vor allem die Arbeiten von Heinz Schoibl, der sich seit Jahrzehnten intensiv mit der Geschichte und Entwicklung der WLH in Österreich auseinandersetzt und dazu forscht.

In Wien ist die Wohnungslosenhilfe im Fond Soziales Wien (FSW) verankert, welcher für die Versorgung aller wohnungslosen Menschen im Raum Wien zuständig ist. Dies fünf

wesentlichen Bestandteile des Konzepts der Wiener Wohnungslosenhilfe (WWH) basieren auf der aufsuchenden Arbeit (Streetwork), Beratung, Betreuung, Unterbringung und Wohnversorgung. In Folge daraus setzt sich das Angebot aus ambulanten Angeboten, Tageszentren und Nachtquartieren, Übergangswohnen, Zielgruppenwohnen, Mutter-Kind-Einrichtungen und Familienangeboten, Betreutem Wohnen in Wohnungen und Sozial betreuten Wohnhäusern (Dauerwohnhäusern) zusammen (vgl. L&R 2012: 11f).

Der FSW als größter Kostenträger arbeitet mit verschiedenen spezifischen dienstleistenden Vereinen und Organisationen zusammen und hat die Aufgabe, die Qualität des Dienstleistungsangebots kontinuierlich zu überprüfen und auszubauen. Als Sozialhilfeträger nach den Bestimmungen des Wiener Sozialhilfegesetzes ist der FSW für die Gewährung von Unterkünften für Wohnungslose zuständig. Die Inanspruchnahme von Angeboten aus der Wohnungslosenhilfe setzt somit in der Regel die Überprüfung des Anspruchs auf Leistungen nach dem Wiener Sozialhilfegesetz voraus.

Niederschwellige Einrichtungen wie Tageszentren bieten hilfesuchenden Menschen diverse Angebote zur Basisversorgung an. Die Anspruchsvoraussetzungen werden erst im Falle der Inanspruchnahme von Beratungen schlagend, da diese über Möglichkeiten der Unterbringung entscheiden. Somit haben nicht-anspruchsberechtigte Personen wie Menschen aus anderen Bundesländern und Migrant_innen aus der Europäischen Union oder Drittstaatsangehörige einen deutlich eingeschränkteren Zugang zu den Angeboten der WWH. Aktuellste Informationen über die Angebote der WWH sowie den Stufenplan der Wiener Wohnungslosenhilfe und anderen Konzepten wie „housing first“ finden sich auch in der Evaluierung der Wiener Wohnungslosenhilfe (L&R 2012).

2.3. Partizipation

Partizipation ist neben Empowerment und Aktivierung einer der Begriffe, welcher in der wissenschaftlichen Diskussion in der Sozialer Arbeit immer wieder kritisch auf seine neoliberale Auslegung hin beleuchtet wird (vgl. Seithe Mechthild 2011: 16). Vor allem die Verwendung des Begriffs Partizipation im aktivierenden Sozialstaat wird als höchst problematisch gesehen. Auch nach Bringfriede Scheu und Otger Atrata (2013) gibt es in der Sozialen Arbeit kein einheitliches Verständnis über den Begriff Partizipation. Es kommt somit immer auf das Handlungsfeld, den Kontext und die Zielgruppe an, was unter Partizipation verstanden wird. In der sozialpädagogischen Arbeit wird unter den Begriff Partizipation oft Beteiligung, Teilhabe, Mitwirkung, Mitgestaltung, Mitbestimmung, Einbeziehung verstanden. Dabei geht es laut Christian Stark (2007) vor allem um die Einbindung von Individuen, Gruppen und Organisationen in Entscheidungs- und Willenbildungsprozesse und um die Frage nach Demokratie (vgl. ebd.: 396). Der Begriff Partizipation spielt aber nicht nur für die Praxis der Sozialen Arbeit eine Rolle, sondern findet auch in sozialwissenschaftlichen Forschungszugängen immer mehr Bedeutung.

In der vorliegenden Forschungsarbeit spielt Partizipation auf mehreren Ebenen eine Rolle. Zum einen wird das Fotoprojekt selbst als Partizipationsprojekt im Caritas Tageszentrum gesehen (siehe Kapitel 3.1.2.). Zum anderen ist auch der Forschungsprozess partizipativ gestaltet indem er die Akteur_innen direkt in die Datenerhebung und Generierung miteinbindet (siehe Kapitel 4.2.). Um das dieser Arbeit zugrundeliegende Verständnis von Partizipation zu klären wird nun kurz auf das Modell von Michael Wright et al. (2010) eingegangen. Im Anschluss daran wird Partizipation im Kontext der Wohnungslosenhilfe beschrieben und das Fotoprojekt selbst nochmals konkreter zu verorten.

2.3.1. Stufenmodell der Partizipation

Um den Begriff Partizipation besser fassen zu können bietet sich das obenerwähnte Stufenmodell der Partizipation von Wright et al. (2010) an. Dieses Modell dient der Gestaltung und Reflexion von Beteiligungsprozessen in Projekten der Gesundheitsförderung, kann aber auch sowohl auf Beteiligungsprozesse in der Praxis der Sozialen Arbeit als auch auf partizipative Forschungsprozesse übertragen werden. Nach dem Verständnis der Autor_innen ist Partizipation ein Entwicklungsprozess, in dem gewisse Vorstufen der Partizipation umgesetzt werden müssen, bevor eine umfassende Beteiligung der Zielgruppe an Entscheidungsprozessen möglich ist (vgl. ebd.). Dieses Modell unterscheidet neun Stufen: Instrumentalisierung (Stufe 1) und Anweisung (Stufe 2) als Formen der Nicht-Partizipation; Information (Stufe 3), Anhörung (Stufe 4) und Einbeziehung (Stufe 5) als wichtige, ermöglichende Vorstufen der Partizipation: Mitbestimmung (Stufe 6), teilweise Entscheidungskompetenz (Stufe 7) und Entscheidungsmacht (Stufe 8) als Stufen der Partizipation. Selbstorganisation (Stufe 9) als Form des selbstorganisierten Handelns geht über das Verständnis von Partizipation hinaus (vgl. ebd.).

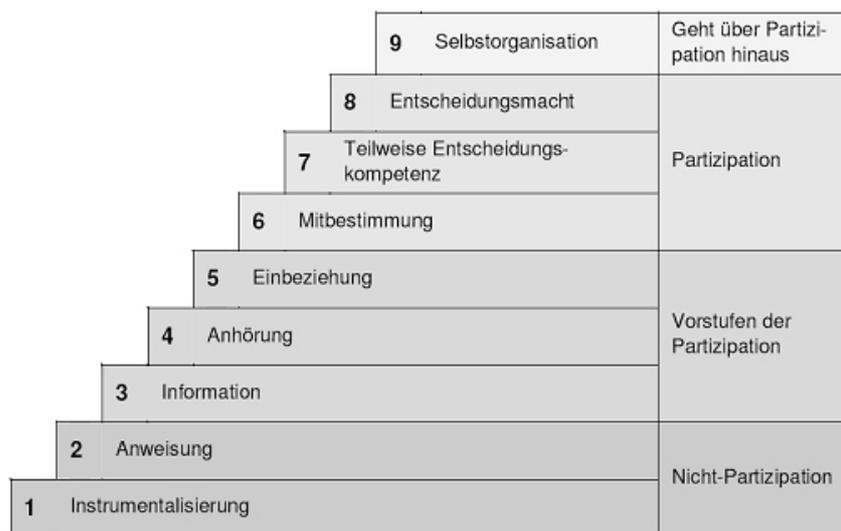


Abbildung 2.1 Stufenmodell der Partizipation nach Wright et al. 2010

2.3.2. Partizipation in der Wiener Wohnungslosenhilfe

Das Prinzip der Partizipation ist nach Thiersch ein wesentlicher Bestandteil im Konzept der Lebensweltorientierten Sozialen Arbeit (vgl. ebd. 2015) und auch in der Praxis der Wohnungslosenhilfe nimmt Klient_innen-Partizipation einen immer größeren Stellenwert ein und findet sich heute in Positionspapieren und Einrichtungsstrategien der Wohnungslosenhilfe wieder (vgl. BAG Wohnungslosenhilfe e.V. 2015, Caritas 2016). Auch im Endbericht der „Evaluierung Wiener Wohnungslosenhilfe“ (L&R 2012) wird auf den Aspekt von Partizipation in Einrichtungen der WWH eingegangen. Darin werden drei Ebenen voneinander unterschieden, worauf die Partizipation von Klient_innen in der Wiener Wohnungslosenhilfe bezogen wird: „an Angeboten teilnehmen“, „Prozesse im Haus mitgestalten“ und „über die Betreuung und die eigene Entwicklung mitentscheiden“ (ebd.: 212f). Diese drei Ebenen können auf unterschiedliche Stufen des Modells von Wright

el al. zugeordnet werden. Die erste Ebene „an Angeboten teilnehmen“ bezieht sich vor allem auf die freiwillige Teilnahme von Freizeit- und Gemeinschaftsaktivitäten sowie künstlerischen und kulturellen Angeboten und wäre im obigen Modell als Vorstufe von Partizipation einzustufen. Betrachtet man das vorliegende Fotoprojekt als ein solches Angebot des Tageszentrums für Klient_innen, so wäre demnach auch die Teilnahme der Klient_innen am Fotoprojekt als Vorstufe von Partizipation zu betiteln. Die Ebene „Prozesse im Haus mitgestalten“ meint die Mitgestaltung von Strukturen und Prozessen in der Einrichtung und wäre demnach auf Stufe 6 – Mitbestimmung zu verorten, was nach Wright et al. bereits unter Partizipation fällt. Die dritte Ebene „über die Betreuung und die eigene Entwicklung mitentscheiden“ meint vor allem die Mitwirkung, Mitentscheidung und ein Sich-Einbringen in der Betreuungsarbeit, vor allem bei der Erstellung und Adaption des Betreuungsplans sowie bei Zielvereinbarungen. Diese Prozesse würden ebenfalls unter Partizipation fallen und können von Stufe 6 Mitbestimmung bis hin zu Stufe 8 Entscheidungsmacht reichen. Partizipation in der Wiener Wohnungslosenhilfe weist also je nach Ebene unterschiedliche Formen und Stufen von Partizipation auf, was kein „je höher desto besser“ bedeutet. Es kommt vor allem darauf an, die jeweilige Auslegung von Partizipation transparent zu machen. Dem zugrunde liegen zudem immer rechtliche Bestimmungen und ein professionelles Selbstverständnis Sozialer Arbeit, welches Partizipationsprozesse jeglicher Art erst ermöglichen (vgl. BAG Wohnungslosenhilfe e.V. 2015).

3. FORSCHUNGSFELD & ERKENNTNISINTERESSE

Im folgenden Kapitel wird zuerst der Blick auf das Forschungsfeld gerichtet. Das „Caritas Tageszentrum am Hauptbahnhof“ wird in seinen Grundzügen beschrieben (3.1.). Zudem werden die Arbeitsschwerpunkte der Einrichtung skizziert, um die thematische Verortung des vorliegenden Forschungsprojekts herauszuarbeiten. Anknüpfend daran wird sowohl das, dieser Arbeit zugrundeliegende Erkenntnisinteresse als auch die Forschungsfrage erläutert (3.2.). Das Kapitel endet mit einer Abhandlung über die Relevanz des Forschungsthemas für die Praxis und Wissenschaft der Sozialen Arbeit (3.3.).

3.1. Das Caritas Tageszentrum am Hauptbahnhof

Das Caritas Tageszentrum am Hauptbahnhof (TAZ) ist eine vom Fond Soziales Wien (FSW) objektgeförderte Einrichtung der Wiener Wohnungslosenhilfe, welche seit März 2015 am Wiedner Gürtel 10 im 4. Wiener Gemeindebezirk besteht. Das Tageszentrum bietet 365 Tage im Jahr von 8 bis 18 Uhr Platz für 75 Personen und befindet sich im Erdgeschoß und Keller des Hauses. An diesem Standort befindet sich zudem das P7 – Wiener Service für Wohnungslose, das Postservice sowie das Caritas Zentrum mit unterschiedlichen sozialen Beratungsstellen.

3.1.1. Auftrag, Angebote, Zielgruppe

Vorrangige Ziele des Tageszentrums sind die Sicherstellung und Bereitstellung eines geschützten Raumes für wohnungslose Menschen sowie diverse Angebote zur Basisversorgung während des Tagesaufenthalts. Diese Angebote umfassen Duschen, Wäsche waschen, Speisen und Getränke, saubere Kleidung, Ruhemöglichkeiten, W-Lan, Computerzugang, einen separaten Frauenbereich und auch mehrsprachige sozialarbeiterische Beratung.

Das hauptberufliche Team des Tageszentrums besteht aus Hausleitung, Teamleitung, hauptberuflichen Sozialarbeiter_innen und Sozialbetreuer_innen, Zivildienern und Freiwilligen.

Zielgruppe des Tageszentrums sind volljährige obdachlose und wohnungslose Frauen und Männer unabhängig von Staatsbürgerschaft und Anspruchsberechtigung gemäß dem Wiener Sozialhilfegesetz (zum Beispiel Menschen aus den Bundesländern, EU-Bürger_innen), Armutsmigrant_innen und nicht-grundversorgte Asylwerber_innen (vgl. Caritas TAZ 2014: 4). Durch den freien Personenverkehr innerhalb der Europäischen Union und den prekären Arbeits- und Lebenssituationen vieler EU-Bürger_innen kamen in den letzten Jahren vermehrt Menschen aus Ungarn, der Slowakei, Polen, Bulgarien, Rumänien etc. nach Österreich, welche auch einen Großteil der Besucher_innen im Tageszentrum ausmachen.

Mit der Errichtung des Tageszentrums sollte auch der Öffentliche Raum entlastet werden (vgl. Caritas TAZ 2016: 4). Gemeint ist damit die Gegend um den neuen Wiener Hauptbahnhof, der für das Image der Stadt Wien von zentraler Bedeutung ist. „Unerwünschten Personengruppen“ wie obdachlosen Menschen werfen kein gutes Bild auf die Stadt und werden seit geraumer Zeit auch in Wien durch Vertreibungspraktiken wie beispielsweise räumliche Gestaltungen öffentlicher und halböffentlicher Plätze,

Hausordnungen und den Einsatz von privaten Sicherheitskräften von (halb)öffentlichen Räumen verdrängt. Dies scheint auch einer der Gründe für die vollständige Finanzierung über den FSW zu sein.

3.1.2. Arbeitsschwerpunkte

Im ersten Jahr nach der Eröffnung des Tageszentrums lag der Arbeitsschwerpunkt auf der Etablierung eines funktionierenden Betriebs in den Bereichen Beratung und Betreuung. Im darauffolgenden Jahr wurde dann der Arbeitsschwerpunkt um den Aspekt „Besucher_innen-Partizipation“ erweitert (vgl. Caritas TAZ 2016: 9).

Beratung. Das Beratungsangebot im Tageszentrum gliedert sich in unterschiedliche Bereiche. Der Journdienst als Erstabklärungs- und Weitervermittlungsstelle steht allen hilfeschuchenden Personen unabhängig von Anspruchsberechtigung zur Verfügung. Der Beratungsdienst bietet anspruchsberechtigten Personen laut dem Wiener Sozialhilfegesetz (AB), welche das Tageszentrum regelmäßig nutzen, sozialarbeiterische Beratung in allen Belangen rund um Wohn- und Einkommenssicherung. Da sich das Tageszentrum räumlich aber in unmittelbarer Nähe zur Beratungsstelle P7 befindet, welche oft die erste Anlaufstelle für wohnungslose Menschen ist, sind auch viele anspruchsberechtigte Besucher_innen des Tageszentrums dort sozialarbeiterisch in Beratung. Den dritten Bereich der Beratung im Tageszentrum bildet die Beratung für nicht-anspruchsberechtigte EU-Bürger_innen (NAB-EU), welche sich aber regelmäßig im Tageszentrum aufhalten. Dieses Beratungsangebot wird von einem, sich in ihren Sprachkompetenzen abwechselnden Beratungsteam der Sozial- und Rückkehrberatung aus der Triesterstrasse 33, 1100 Wien durchgeführt (vgl. Caritas TAZ 2017: 43f).

Betreuung. Unter den Bereich Betreuung fallen alle Angebote der Basisversorgung, welche von allen wohnungslosen Menschen unabhängig von Aufenthaltsstatus und Anspruchsberechtigung genutzt werden können. Für diesen Bereich sind insgesamt vier Mitarbeiter_innen des Tageteams verantwortlich. Der separate Frauenraum wird täglich von einer weiblichen Sozialarbeiterin besetzt, welche für Anfragen aller Art zur Verfügung steht. Der Foyer-Dienst ist für den gesamten Eingangs- und Kellerbereich zuständig, nimmt Lieferungen entgegen. Der Küchendienst bietet den Besucher_innen warme Getränke und kleine Speisen zu einem geringen Unkostenbeitrag an. Essenspenden von u.a. Bäckereien und der Wiener Tafel werden - wenn vorhanden - verkocht und kostenlos ausgegeben. Alle Angebote der Basisversorgung wie Duschen, Waschmaschinen, Computernutzung, Spinde, etc. werden vom „Budl“-Dienst verwaltet. Die Beschreibung der Dienstpositionen lässt darauf schließen, dass sich die Mitarbeiter_innen mit der Herausforderung konfrontiert sehen, einerseits ihre umfassenden Aufgabenbereiche bestmöglich abzudecken und andererseits auch mit den Besucher_innen in Beziehung zu treten und Zeit für einen intensiveren gegenseitigen Austausch zu haben, um Entlastungsgespräche anzubieten und eine Vertrauensbasis aufzubauen (vgl. Caritas TAZ 2017: 41f).

Partizipation. Die Caritas der Erzdiözese Wien hat mit ihrer Strategie „Caritas 2020 - Innovation und Involvierung“ den Schwerpunkt „Nutzer_innen-Partizipation“ als einen wesentlichen Aspekt in den strategischen Zielen der Organisation definiert (vgl. Caritas 2016: 13), welcher auch von allen Einrichtungen bis 2020 etabliert sein soll. Im Jahr 2016

wurde mit diesem Schwerpunkt auch im Tageszentrum gestartet. Denn nicht nur von der Caritas Geschäftsführung, sondern auch aus fachlich-professioneller Sicht bestand von den Leitungen und den Mitarbeiter_innen der Wunsch, Konzepte im Sinne der Besucher_innen-Mitgestaltung und -Teilnahme zu erarbeiten, mit dem Ziel, eine Struktur zu schaffen, welche Partizipation schrittweise im Tageszentrum implementiert. Es sollten einerseits Angebote gesetzt werden, welche die Besucher_innen vom Tageszentrums-Alltag ablenken und ihnen die Möglichkeit der aktiven Teilnahme an Projekten und Aktivitäten aus den Bereichen Kunst, Kultur, Freizeit etc. bieten. Zudem sollten Begegnungsräume zwischen Sozialarbeiter_innen und Besucher_innen in Form von Hausversammlungen geschaffen werden, um den Besucher_innen eine aktive Mitgestaltung der Angebote, Strukturen und Prozesse im Tageszentrum zu ermöglichen (vgl. Caritas TAZ 2017: 47f).

3.2. Lebenswelten fotografisch erforschen

Seit Herbst 2015 bin ich als Sozialarbeiterin im Caritas Tageszentrum am Hauptbahnhof tätig. Die Arbeit mit den Menschen im Tageszentrum veranlasst mich dazu, mich auch im Rahmen meiner Masterarbeit dem Thema Wohnungslosigkeit zu widmen. Ich möchte mehr über das Leben der Menschen erfahren, die das Tageszentrum täglich zum Essen, Duschen und zum Verweilen aufsuchen. Ich will ihr Leben außerhalb des Tageszentrums in den Blick nehmen und den Fokus bewusst auf ihren Alltag legen. Dabei leiten mich folgende Fragen: Wie bewusst oder unbewusst gestalten diese Menschen ihren Alltag? Was beschäftigt sie in ihrer Lebenslage und mit welchen Themen sehen sie sich konfrontiert? Wie gehen sie mit diesen um? Mein Erkenntnisinteresse gilt also ihren subjektiven Lebenswelten. Im Rahmen des Arbeitsschwerpunkts „Besucher_innen-Partizipation“ des Tageszentrums kam mir aufgrund meines Zweitberufs und meiner Tätigkeit beim Verein ipsum die Idee, ein fotografisch, partizipatives Forschungsprojekt mit Besucher_innen des Tageszentrums durchzuführen, welches auf der Methodik der Generativen Bildarbeit (siehe 4.3.3.) aufbaut und die Lebenswelten der Teilnehmer_innen in den Fokus rückt. So könnte einerseits ein Beteiligungsprozess im Tageszentrum im Sinne des Arbeitsschwerpunkts Besucher_innen-Partizipation initiiert werden, welcher den Fokus auf künstlerisch-kreativen Ausdruck durch Fotografie und Austausch mit anderen Besucher_innen legt. Andererseits könnte ich so auch im Zuge dessen die Lebenswelten der Projektteilnehmer_innen für meine Masterarbeit partizipativ erforschen.

Nach Absprache mit der Einrichtungsleitung erfolgte im Mai 2016 eine allgemeine Fragebogenerhebung zum Thema „Partizipationswünsche im Tageszentrum“ in unterschiedlichen Sprachen. Darin wurde auch das potenzielle Interesse an der Teilnahme an einem partizipativen Fotoprojekt erhoben. Mehr als die Hälfte der Befragten (35 von 51 Personen) gaben an, (großes) Interesse daran zu haben. Aufgrund der Ergebnisse der Erhebung wurde die Durchführung eines solchen fotografisch-partizipativen Projekts von der Einrichtungsleitung genehmigt und galt somit auch als erstes offizielles Partizipationsprojekt im Tageszentrum.

Die dieser Arbeit zugrundeliegende Forschungsfrage lautet demnach:

Welche Aussagen über die subjektiven Lebenswelten und sozialen Wirklichkeiten von obdachlosen und wohnungslosen Menschen lassen sich im Rahmen eines Fotografie-basierten, partizipativen Forschungsprojekts im Tageszentrum generieren? Mit welchen subjektiv-emotionalen Themen sehen sich die Teilnehmer_innen des Projekts konfrontiert und wie gehen sie mit diesen um?

Die Formulierung der Forschungsfrage ist deswegen sehr offen und breit angelegt, da es in dieser Arbeit darum gehen soll, erste Einblicke in die Lebenswelten der Zielgruppe zu erlangen, da, wie schon im vorigen Kapitel erläutert, die subjektive Perspektive wohnungsloser Menschen auf ihre Lebenslage bisher noch kaum erforscht wurde. Für ein solches Vorhaben bietet der Forschungsstil der (Reflexiven) Grounded Theory nach Breuer (2009) passende methodische Werkzeuge an, um ausgehend von „Erfahrungsdaten aus alltagsweltlichen Kontexten [...] theoretische Konzepte und Modellierungen“ zu entwickeln (ebd.: 39).

Zudem stellt die Verwendung fotografisch-visueller, partizipativer Forschungsmethoden einen noch sehr wenig erprobten wissenschaftlichen Zugang in der Sozialarbeitswissenschaft dar. In der vorliegenden Arbeit ist deswegen der Fokus neben der inhaltlichen Ebene der Lebenswelten Wohnungsloser auch intensiver auf den methodologischen Zugang, die fotografisch-partizipativen Methoden sowie den Forschungsprozess an sich gerichtet.

3.3. Relevanz für die Soziale Arbeit

Die Relevanz des Forschungsprojekts für die Soziale Arbeit ergibt sich sowohl auf Ebenen der Praxis als auch der Wissenschaft. Die Forschungsfrage nach den subjektiven Lebenswelten wohnungsloser Menschen soll einerseits konkret die Arbeitspraxis im Tageszentrum durch Erkenntnisse über die Zielgruppe verbessern bzw. die Mitarbeiter_innen für die subjektiven Lebenswelten der Klient_innen sensibilisieren. In Bezug auf den wissenschaftlichen Diskurs über die Lebenswelten Wohnungsloser kann diese Arbeit neue Akzente setzen, welche in bisherigen Forschungen nur wenig Aufmerksamkeit gefunden haben. Zum anderen soll das Projekt auch eine Möglichkeit aufzeigen, Besucher_innen-Partizipation durch kreative Ansätze zu gestalten.

Mit der angewandten Methodik werden auch die Potenziale und Herausforderungen fotografisch-visueller, partizipativer Forschungsmethoden in den Blick genommen mit dem Ziel, neue und kreative Wege zur Theoriengewinnung in der Sozialarbeitswissenschaft anzubieten. Denn visuelle Methoden finden bereits in unterschiedlichen sozialwissenschaftlichen Disziplinen, wie unter anderem in der Soziologie, Ethnologie, Cultural Studies und der Gesundheitswissenschaft Anwendung (Wang 1997, Harper 2000). In der Sozialarbeitswissenschaft wurde diesem Ansatz bislang aber nur wenig Aufmerksamkeit geschenkt.

4. METHODOLOGIE UND METHODEN

Am Beginn dieses Kapitels wird der dieser Arbeit zugrundeliegende Forschungsstil der (Reflexiven) Grounded Theory in seinen Grundzügen vorgestellt (4.1.). Danach werden die Grundsätze Partizipativer Forschung in den Blick genommen (4.2.), da die Arbeit im Sinne eines Mixed Methods Gedankens diese beiden Stile kombinieren soll. Im Anschluss daran werden drei fotografisch-partizipative Forschungsmethoden skizziert, welche für diese Arbeit relevant sind (4.3.).

4.1. Die Methodik der (Reflexiven) Grounded Theory

Die vorliegende Forschungsarbeit basiert auf der Methodologie der *Grounded Theory* (GTM), einem qualitativen Forschungsansatz von Barney G. Glaser und Anselm L. Strauss, welcher in den 1960er Jahren entwickelt wurde (vgl. Breuer 2017: 16). Glaser und Strauss versuchten durch einen neuen, kreativen und offenen Zugang die damals in der qualitativen Forschung vorherrschenden standardisierten und theoriegeleiteten Verfahren der Soziologie zu überwinden. Im Zentrum ihres Interesses lag das, was sie im Feld vorfanden. Sie versuchten mithilfe *apriorischer Theoriefreiheit* alles bisher gesammelte theoretische und praktische Wissen auf die Seite zu legen und durch einen kreativen, offenen und spontanen Zugang neue datenbegründete Theorien zu generieren. Die beiden Urväter der GTM systematisierten ihren Forschungsstil in Methodenbüchern, im Laufe der Zeit begaben sie sich jedoch auf unterschiedliche Wege (vgl. Brandner 2017: 20f).

Heute gilt die Grounded Theory als etablierter Forschungsstil in den qualitativen Sozialwissenschaften. Im Laufe der Zeit haben sich unterschiedliche Auslegungen herausentwickelt, welche nach Anthony Bryant und Kathy Charmaz vereinfacht drei Richtungen zugeordnet werden können: „*At the simplest level, we have the Glaserian school of GTM, the Strauss and Corbin school and the Constructivist*“ (Bryant, Charmaz 2007:10). Unabhängig von den unterschiedlichen Richtungen kann die Grounded Theory allgemein folgendermaßen beschrieben werden: Als qualitativer Forschungsansatz wird die Grounded Theory in verschiedenen Disziplinen, vor allem in den Sozial- und Kulturwissenschaften angewandt, um neue Theorien zu alltagsweltlichen Gegenstandsbereichen zu entwickeln, welche mit Hilfe von verschiedenen Einzeltechniken (Interviews, Feldbeobachtungen, Dokumente, Statistiken, etc.) schrittweise direkt aus den Daten begründet werden. Diese Theorien aus der Empirie werden durch wiederkehrende Zyklen, in denen Erhebung, Auswertung und Theoriebildung eng verschränkt sind, generiert und mit Hilfe von spezifischen Kodierprozeduren sukzessive verallgemeinert (vgl. Strauss, Corbin 1996).

Die vorliegende Arbeit stützt sich vor allem auf den Ansatz der *Reflexiven Grounded Theory* (RGTM) nach Franz Breuer (2009), welcher sich nahe der Strauss'schen Linie verortet. Breuer gilt als Vertreter der konstruktivistischen Ausprägung der Reflexiven Grounded Theory im deutschsprachigen Raum und erklärt anhand zweier Pole die konstruktivistische Verfasstheit seiner Sicht auf die Grounded Theory (vgl. Brandner 2017: 9). Demnach handle es sich nach Breuer erstens „*bei unseren Bildern und (symbolischen) Darstellungen der Wirklichkeit nicht um Abbildungen mit Wahrheitscharakter*“, sondern er argumentiert, „*dass wir es stets mit konstruktivistischen Vorgängen zu tun haben, die durch vielfältige Zustandekommensfaktoren auf Seiten des Erkennenden geprägt sind*“ (Breuer 2009: 118). Zweitens betont er die „*Notwendigkeit, die eigene Persönlichkeit und*

das *Verwobensein des wissenschaftlichen Erkenntnisinteresses mit der eigenen Lebensgeschichte transparent zu machen*“ (Brandner 2017: 24). Für Breuer nimmt also die *Selbstreflexivität* der Forschenden eine zentrale Rolle im Erkenntnisprozess ein. Die individuellen Sichtweisen und persönlich gefärbten Wahrnehmungen der Forschenden werden explizit berücksichtigt (vgl. Breuer 2009: 116). Persönliche Vorannahmen und *Präkonzepte* des zu untersuchenden Gegenstandsbereichs bilden somit den Ausgangspunkt für den Forschungsprozess und leiten diesen. Die empirisch-erhobenen Daten werden von den Forschenden interpretiert und dies führt im Prozess wiederum zu Veränderungen des eigenen Vorverständnisses, was zugleich Auswirkungen auf den nächsten Erhebungs- und Deutungsakt mit sich bringt (vgl. Breuer 2017: 55f).

Gemäß Breuer basiert die Theoriegenerierung auf der *„sozialwissenschaftlichen Hermeneutik – der Lehre vom Verstehen, Deuten, Auslegen von Texten und anderen sozialwissenschaftlichen Artefakten und Symbolisierungen“* (ebd.: 39). Dieser Prozess verläuft rekursiv und wird von Breuer daher auch als *hermeneutische Spirale* charakterisiert. *„Auf der Basis eines die Verstehensperspektive konstituierenden (Vor-)Verständnisses [...] wird ein fokussiertes empirisches Phänomen durch eine Interpretation in einem Zusammenhang verortet, kontextualisiert – es wird ihm eine sinnhafte Bedeutung zugewiesen“* (ebd. 2017: 55).

Gemäß dem Leitsatz *„all is data“* (Breuer 2009: 60) ist die Datengenerierung vielfältig und facettenreich und reicht u. a. von Interviews über Beobachtungen im Feld bis hin zu Dokumenten und selbstverfassten Memos. Im Sinnes eines *theoretischen Samplings* wird die kontinuierliche Datenerhebung vom jeweiligen Kenntnisstand der Forschenden gelenkt und orientiert sich an der Durchdringung des Gegenstandsbereichs (vgl. ebd. 2009). Die Auswertung der erhobenen Daten basiert auf dem *Konzept-Indikator-Modell* (Strauss 1998), bei welchen die empirischen Phänomene als Anzeichen bzw. Indikatoren für etwas Dahinterliegendes betrachtet werden. Dieses Dahinterliegende sind die Konzepte, die es als Forschende zu entdecken, benennen und verknüpfen gilt (Breuer 2009: 71).

4.2. Partizipative Forschung

„In der partizipativen Forschung stehen die Menschen, die an ihr teilhaben, im Mittelpunkt – ihre Perspektiven, ihre Lernprozesse und ihre individuelle und kollektive (Selbst-) Befähigung.“ (von Unger 2014: 2)

Partizipative Forschungsansätze haben international eine lange Tradition. Im angloamerikanischen Raum war es Kurt Lewin (1946), der den Begriff des *Action Research* in den 1940er Jahren prägte. Sein Ziel war es, *„sozialwissenschaftliche Forschung für sozialemanzipatorische und demokratiefördernde Zwecke nutzbar zu machen“* (von Unger 2014: 13). Sein Ansatz wurde in den USA, Großbritannien und drüber hinaus rezipiert und auch nach seinem Tod weiterentwickelt. Im deutschsprachigen Raum wurde dieser Ansatz etwa zwanzig Jahre später *„vor dem Hintergrund des Positivismusstreits und im Zuge der gesellschafts- und wissenschaftskritischen Student/innenbewegung“* aufgegriffen und unter dem Begriff der Aktionsforschung bekannt (ebd.: 14). Wesentlich in der damaligen Debatte war die klare Abgrenzung zu traditionellen empirischen Forschungsansätzen und die Orientierung an *„der Arbeit mit Gruppen und ihren sozialen Bezügen, der Teilnahme der Forscher/innen an den sozialen Prozessen, und die Beteiligung der Gruppenmitglieder*

an der Auswertung der Forschungsergebnisse“ (ebd.: 14f). Der Ansatz war ein klar politischer, welcher auch ganz in der Tradition Lewins stand. Daraus ergaben sich im Laufe der Jahre unterschiedliche Ausprägungen und Sichtweisen auf die Aktionsforschung, was auch zu Kritik im eigenen Lager führte. Nach einer langen Debatte verpuffte in den 80er Jahren das Interesse an der Aktionsforschung und Kritiker sprachen von einem „Scheitern“ und „Niedergang“ des Ansatzes. *„Die Debatte um die Ziele und Methoden der Aktionsforschung wurde teilweise mit anderen Begrifflichkeiten, wie zum Beispiel dem der Praxisforschung [...] fortgeführt und in den letzten Jahren vermehrt unter dem Begriff der partizipativen Forschung wieder aufgenommen“* (ebd.: 17).

Nach Hella von Unger (2014) kann Partizipative Forschung heute als ein Oberbegriff für Forschungsansätze gesehen werden, die soziale Wirklichkeit partnerschaftlich erforschen und beeinflussen, mit dem Ziel, soziale Wirklichkeiten zu verstehen und zu verändern. Eine wesentliche Rolle in partizipativen Ansätzen spielen die Beteiligung von gesellschaftlichen Akteuren als Co-Forscher_innen und Maßnahmen zur individuellen und kollektiven Selbstbefähigung und Ermächtigung der Partner_innen (vgl. ebd.: 1). Von Unger meint mit dem Begriff der Partizipation sowohl die Teilhabe von gesellschaftlichen Akteur_innen an der Forschung als auch auf die Teilhabe an der Gesellschaft. Für von Unger handelt es sich bei Partizipativer Forschung um ein klar wertebasiertes Unterfangen: „Soziale Gerechtigkeit, Umweltgerechtigkeit, Menschenrechte, die Förderung von Demokratie und andere Wertorientierungen sind treibende Kräfte“ (ebd.: 1). Diese Werte sind auch im Ethikkodex der Sozialen Arbeit der International Federation of Social Workers (IFSW) und der International Association of Schools of Social Work (IASSW) als oberste Prinzipien verankert (vgl. IFSW, IASSW 2004). Somit passt der Einsatz von partizipativen Forschungsansätzen in eine zeitgemäße Sozialarbeitswissenschaft. Auch Breuer betont die Anschlussfähigkeit partizipativer Ansätze an die Grounded Theory (vgl. Breuer 2009: 227f).

4.3. Fotografisch-visuelle Forschungsmethoden

Fotografisch-visuelle Forschungsmethoden sind, so wie auch die Sozialarbeitswissenschaft, keiner expliziten Wissenschaftsdisziplin zuordenbar, sondern finden multidisziplinäre Anwendung. In Disziplinen wie unter anderen der Soziologie, Kunstgeschichte, Ethnologie, Cultural Studies sowie der Kommunikations- und Medienwissenschaft haben fotografisch-visuelle Methoden eine langjährige Tradition und es wurden von Wissenschaftler_innen dieser Disziplinen auch wesentliche Beiträge für eine Etablierung dieser Methoden geleistet (vgl. Brandner, Vilsmaier 2014: 200). In der Sozialarbeitsforschung wurden fotografisch-visuellen Methoden bis dato nur wenig Aufmerksamkeit geschenkt. Deshalb möchte ich mit der vorliegenden Arbeit einen Schritt in diese Richtung tun und die Potenziale dieser Methode sowohl für eine Wissenschaft als auch Praxis der Sozialen Arbeit aufzeigen.

Es gibt eine Reihe von unterschiedlichen fotografisch-visuellen Methoden, bei welchen der Grad der Partizipationsmöglichkeit (siehe Kapitel 2.3.1. Stufenmodell der Partizipation) und die Prozesshaftigkeit variieren. Im Folgenden wird auf drei Ansätze zum Erforschen von Lebenswelten eingegangen, welche von Brandner und Vilsmaier (2014: 202) mit hohem partizipativem und prozesshaftem Charakter definiert wurden.

Die Ansätze der *Reflexiven Fotografie/Partizipativen Fotografie* (Harper 1988, 1994, 2002; Becker 1986; Ziller 1990; Wuggenig 1991; Hagedorn 1994), der *Photo Novella/Photovoice* (Ewald 1985; Buris/Wang 1994, 1997; Berman/Ford-Gilboe/Moutrey/Cekic 2001) und der

Generativen Bildarbeit (Brandner 2017), dienen als Grundlage für diese Arbeit und sollen im Folgenden kurz erläutert werden. Diese Methoden haben folgende Punkte in Bezug auf den Bildkorpus und den Status des Bildes gemeinsam (vgl. ebd.: 202ff):

- Die thematische Vorgabe kann entweder von den Wissenschaftler_innen formuliert werden oder aber der Prozess fotografischer Praxis wird thematisch offen gehalten.
- Die Beteiligten fotografieren selbst über einen längeren Zeitraum im Forschungsfeld und bestimmen somit über die Bild- und Motivauswahl.
- Sie entscheiden selbst welche Fotos in den Interviews oder Gruppendiskussionen thematisiert werden.
- Das zentrale Datenmaterial ergibt sich somit aus den Fotos und den Gesprächen und Interviews zu den Fotos.

In Bezug auf die Deutungshoheit ergeben sich nach Brandner und Vilsmaier folgende Gemeinsamkeiten (vgl. ebd.: 202ff):

- Die Bedeutung der Fotos wird von Wissenschaftler_innen und Beteiligten im Forschungsfeld im Rahmen von Einzelinterviews oder Gruppendiskussionen interaktiv erarbeitet.
- Der prozesshafte Charakter kann gesteigert werden indem Dynamiken und Entwicklungen im Prozess als Analysekategorie reflektierend in die Auswertung integriert werden.
- Die Auswertung der Interviews und Gruppendiskussionen erfolgt durch die Wissenschaftler_innen.

4.3.1. Partizipative Fotobefragung

Die Methode der *partizipativen Fotobefragung* stammt aus der visuellen Soziologie. Bettina Kolb, Lektorin am Institut für Soziologie an der Universität Wien gilt als Vertreterin dieser Methode und veröffentlichte diverse Publikationen. Diese Methode bezieht vor allem die Befragten durch das aktive Fotografieren in die Datenerhebung mit ein. Es werden Bilder und Texte in Einzelinterviews erhoben und dann durch einen interpretativen Zugang von der Forscherin sozialwissenschaftlich analysiert (vgl. Kolb 2011: 1). Bei dieser Methode wird dem Forschungsprozess und Dynamiken wenig Beachtung geschenkt, die Beteiligten treten untereinander kaum in Interaktion.

4.3.2. Photovoice

Photovoice gilt als eine Methode des Participatory Action Research (PAR) und entstammt aus einem bildungspolitisch, feministisch und fotokritisch motiviertem Praxisfeld. Caroline C. Wang und Mary Ann Burris (1997) können als wichtige Vertreterinnen dieses Ansatzes gesehen werden, den sie folgendermaßen beschreiben:

„Photovoice is a process by which people can identify, represent and enhance their community through a specific photographic technique. As a practice based in the production of knowledge, photovoice has three main goals: (1) to enable people to record and reflect their community’s strengths and concerns, (2) to promote critical dialogue and knowledge about important issues through large and small group discussion of photographs, and (3) to reach policy makers.“ (ebd.: 369)

Dieser Ansatz versucht also, „Gesellschaftsmitglieder an der Erforschung und damit zugleich Gestaltung ihrer sozialen Wirklichkeiten und Umgebungen“ zu beteiligen, mit dem

Ziel, „dass die TeilnehmerInnen durch ihre eigene fotografische Praxis ihre Bedürfnisse ermitteln, Situationen von Marginalität visualisieren, dabei kollektives und dialogisches Handeln fördern und sich damit an politische EntscheidungsträgerInnen und die Öffentlichkeit wenden“ (Brandner, Vilsmaier 2014: 204).

Im Kontext der vorliegenden Forschungsarbeit ist der Artikel „Who knows the Streets as Well as the Homeless? Promoting Personal and Community Action Through Photovoice“ von Wang, Cash und Powers (2000) besonders erwähnenswert, in dem sie das *Language of Light Photovoice Projekt* beschreiben, das sie mit obdachlosen Menschen in einer Notunterkunft in Ann Arbor, Michigan durchgeführt haben. Primäres Ziel dieses Projekts war es, die Teilnehmer_innen zu ermutigen, Stereotype über obdachlose Menschen entgegenzuwirken und die Öffentlichkeit für ihre Themen zu sensibilisieren (vgl. Wang et al 2000: 82).

Mit dem Slogan „Photography for social change“ wird auf der Webpage von www.photovoice.org erkennbar, dass es sich weniger um eine wissenschaftliche Forschungsmethode handelt als um einen auf der Praxis basierten Handlungsansatz. Ihre Projekte sind klar politisch orientiert mit dem Ziel, die Fähigkeiten von Menschen aus sozial benachteiligten Gruppen zu stärken. Durch das aktive Fotografieren sollen sie ermutigt werden, ihre eigenen Geschichten zu erzählen und damit die Öffentlichkeit für ihre Themen zu sensibilisieren (vgl. photovoice 2018).

4.3.3. Generative Bildarbeit - Methodenentwicklung im Verein ipsum

Die Methodik der Generativen Bildarbeit wurde von Vera Brandner, Gründerin des Verein ipsum, konzipiert. Brandners zentraler Anstoß zur Entwicklung Generativer Bildarbeit stammt „aus einer langjährigen entwicklungspolitischen Praxis zur Förderung von Handlungsfähigkeit in Situationen kultureller Diversität und Differenz“ (Brandner, Vilsmaier 2014: 205). Die konzeptuelle und praktische Basisarbeit für diesen Ansatz wurde von Brandner im Kontext des Vereins *ipsum* geleistet. Postkoloniale Theoriebildung, kritische Bildwissenschaft, fototheoretische und kultursoziologische Positionen sowie emanzipatorische Bildungsarbeit sind, so Brandner, die theoretischen Grundlagen, auf die die Generative Bildarbeit aufbaut (vgl. ebd.: 205). Brandner stellte die Generative Bildarbeit im transdisziplinären Forschungskontext im Rahmen ihrer Dissertation (2017) vor und ebnet dieser Methodik somit den Weg für den Einzug in die Wissenschaft. Generative Bildarbeit kann demnach als Werkzeug zum Erforschen von Lebenswelten dienen (vgl. ebd.: 197) Die Methodik der *Generativen Bildarbeit* kombiniert verschiedene Aspekte der zuvor genannten visuellen Methoden partizipativer Fotobefragung und Photovoice. Nach Brandner rückt sie aber vor allem die „prozesshaften, iterativen, partizipativen und performativen Aspekte beim Forschen ins Zentrum der Aufmerksamkeit“ (ebd.: 205). Je nach Erkenntnisinteresse kann das Forschungsthema konkret vorgegeben aber auch offen angelegt werden. Wesentlich dabei ist, dass die am Forschungsprozess beteiligten Menschen am Generieren und Interpretieren von Themen aktiv teilhaben (vgl. ebd.: 205). Generative Bildarbeit baut auf vier zentralen methodischen Elementen in ihrer Anwendung auf: dem Impuls, dem Fotografieren, dem Bilddialog und dem Mapping. Diese Elemente werden im folgenden Kapitel unter 5.3. partizipative Datenerhebung genauer beschrieben.

5. FORSCHUNGSPROZESS

Im folgenden Kapitel wird zu Beginn auf die allgemeine Projektbeschreibung des Fotoprojekts (5.1.) und auf die Vorbereitungen im Tageszentrum (5.2.) eingegangen. Anschließend werden die Erhebungsmethoden und das methodische Vorgehen dargestellt, das Untersuchungssample beschrieben und der chronologische Projektverlauf tabellarisch skizziert (5.3.). Danach erfolgt in der Datenauswertung die Beschreibung der Methoden und des partizipativen Auswertungsprozesses (5.4.). Dem folgt ein zusammenfassender Überblick über Partizipation im Forschungsprozess (5.5.). Abschließend werden wesentliche Aspekte einer visuellen Ethik beleuchtet und auf das Forschungsprojekt hin diskutiert (5.6.).

5.1. Projektbeschreibung

Inhaltliche Zusammenfassung des Fotoprojekts und Zeitraum

Besucher_innen des Tageszentrums wurden eingeladen, an einem auf ipsum-Methoden basierten Fotoprojekt teilzunehmen und mit analogen und digitalen Kameras im Zeitraum von August bis Dezember 2016 ihren Alltag fotografisch festzuhalten. Der inhaltliche Fokus beim Fotografieren war sehr offen gehalten und lag im Allgemeinen auf ihren Alltagswelten und ihrem Lebens- und Sozialraum Wien. In regelmäßigen Gruppentreffen im Tageszentrum wurden die Fotos gemeinsam mit methodischen Elementen *Generativer Bildarbeit* (siehe 6.3.) diskutiert und reflektiert. Der Besuch der World Press Photo 16 Fotoausstellung im Westlicht – Schauplatz für Fotografie war Teil des Projekts. Zudem wurde eine Führung durch das Fotolabor Fayer durchgeführt, welche Einblicke hinter die Kulissen professioneller Fotoentwicklung ermöglichte. Zu Projektende hatten die Teilnehmer_innen die Möglichkeit, von ihnen ausgewählte Fotos auf der ipsum Webpage zu präsentieren.

Freiwilligkeit

Die Teilnahme am Fotoprojekt basierte auf dem Prinzip der Freiwilligkeit. Dies war wichtig, da sowohl die Inanspruchnahme von Angeboten der Wohnungslosenhilfe als auch die Teilnahme an partizipativen Forschungsprojekten auf diesem Prinzip basieren und somit eine Grundvoraussetzung darstellten.

Zielgruppe

In Bezug auf die Zielgruppe war es wichtig, allen Besucher_innen des Tageszentrums die Möglichkeit zu bieten, am Projekt teilzunehmen. Da viele der Besucher_innen aber nicht der deutschen Sprache mächtig sind, standen bei Bedarf muttersprachliche Kolleg_innen aus dem Team zur Verfügung, die die jeweiligen Sprachkompetenzen abdeckten. Um vor allem auch Frauen für die Teilnahme am Projekt zu erreichen, wurde, neben einer gemischtgeschlechtlichen Gruppe, explizit eine reine Frauen-Fotogruppe angeboten.

Räumlichkeiten

Da das Tageszentrum über keine separaten Workshop-Räumlichkeiten verfügt wurden die Treffen der Frauengruppe im Frauenraum und die Treffen der gemischtgeschlechtlichen Gruppe im Schlafrum des großen Tageszentrums abgehalten.

Kosten

Die Materialkosten des Projekts wurden von unterschiedlichen Stellen gedeckt. Das Caritas Tageszentrum übernahm die Kosten für den Kauf des analogen Filmmaterials. ipsum stellte kostenlos digitale und analoge Kameras zur Verfügung. Die Ausarbeitung der Fotos wurde durch ein Sponsoring vom Fotolabor Fayer übernommen. Die Personalkosten für die Projektdurchführung wurden im Rahmen der Arbeitszeit vom Caritas Tageszentrum getragen.

5.2. Vorbereitungen im Tageszentrum

Einführung in die Methodik der Generativen Bildarbeit für Kolleg_innen des TAZ

Die Durchführung eines Projekts solcher Größe kann nicht nur von einer Person alleine getragen werden. Um so ein Vorhaben im Tageszentrum umzusetzen, war es wichtig, das gesamte Team ins Projekt einzubinden, um inhaltliche und organisatorische Unterstützung zu leisten. Deswegen stellte auch die Einrichtungsleitung des Tageszentrums personelle Ressourcen zur Verfügung, um mich bei der Projektdurchführung zu unterstützen. Da die Methodik der Generativen Bildarbeit, mit der ich das Projekt methodisch umsetzen wollte, dem Team aber nicht bekannt war, war es wichtig die Methode für meine Kolleg_innen selbst erfahrbar zu machen. Ich führte also vor dem offiziellen Projektstart im Juni 2016 mit interessierten Kolleg_innen einen klassischen Bilddialog (siehe 5.3.1.) durch. So konnten sie den Prozess des Bilder Lesens und Interpretierens selbst durchleben und wussten so über den Aufbau und die Wirkung der Methode Bescheid.

Gründung einer internen Arbeitsgruppe (AG)

Anfang Juli 2016 gründete sich die „AG Fotoprojekt“ bestehend aus drei Kolleg_innen und mir. Als AG- und Projektleiterin lag die Verantwortlichkeit für die konkrete Planung im Sinne eines umfassenden Projektmanagements bei mir. Im Rahmen der AG wurden die konkreten Workshop-Abläufe geplant, die Aufgabenstellung an die Teilnehmer_innen formuliert und organisatorische Tätigkeiten bearbeitet. Bei jedem Treffen waren ein bis zwei Mitglieder der AG unterstützend dabei um den Prozess zu begleiten und Protokolle zu verfassen. Nach jedem Gruppentreffen mit den Teilnehmer_innen fand eine Nachbesprechung innerhalb der AG statt um den Prozess gemeinsam zu reflektieren, Feedback zu geben und weitere Schritte zu planen.

Bewerbung des Fotoprojekts

Die Bewerbung des Fotoprojekts fand ebenfalls im Juli 2016 über Aushänge im allgemeinen Tageszentrum und im separaten Frauenbereich statt, welche grundlegende Informationen über die Teilnahme zum Projekt enthielten (siehe Anhang 1). Zudem wurden sowohl von mir als auch von Kolleg_innen gezielt Besucher_innen angesprochen, bei denen ein Interesse vermutet wurde. In einer Anmeldeliste wurden Namen und Sprache

der interessierten Personen erfasst, um die Anzahl und Sprachkenntnisse in Bezug auf den Einsatz von Dolmetscher_innen zu erfassen.

5.3. Datenerhebung

Die Datenerhebung in der vorliegenden Arbeit gründet sich auf Datenformen unterschiedlicher Qualität. Zum einen wurden im Projekt visuelle Daten, sprich Fotos basierend auf der „native image making“ Technik (Wagner 1979 in: Brake 2009: 374) erhoben, bei der die Fotos von den Projektteilnehmer_innen selbst erzeugt wurden. Zum anderen wurden in Prozessen Generativer Bildarbeit und partizipativer Fotobefragungen verbale Daten der Projektteilnehmer_innen generiert. Zusätzlich wurden teilnehmende Beobachtungen während der Gruppenprozesse durchgeführt und in einem Beobachtungsprotokoll festgehalten. Hinzu kamen persönliche Briefe von Teilnehmer_innen, welche sie an mich adressierten. Diese wurden archiviert und in die Auswertung mitaufgenommen.

Im Folgenden werden die Erhebungsmethoden und das methodische Vorgehen im Forschungsprozess beschrieben.

5.3.1. Generative Bildarbeit

Methodisch basierte die Datenerhebung im Forschungsprojekt vor allem auf der von Brandner konzipierten Methodik der Generativen Bildarbeit (vgl. Kapitel 4.3.3), welche aus vier Elementen besteht und grundsätzlich folgendermaßen verläuft: Nach der Initiierung eines Gruppenprozesses und der Impulsgebung (1) fotografieren die Teilnehmer_innen auf individueller Ebene ihren Alltag (2). Danach bringen sie, so Brandner, ihre Fotos in Bilddialogen (3) als Diskussions- und Reflexionsbasis ein (vgl. Brandner, Vielsmaier 2014: 206). Im letzten Schritt können mithilfe eines Mappings (4) generative Bilder und Themen herausgearbeitet werden (vgl. ebd.: 110). Im Folgenden werden die einzelnen Elemente Generativer Bildarbeit und die konkrete Umsetzung im Projekt genauer beschrieben.

Initialisierung des Gruppenprozesses

In den einführenden Workshops der beiden Gruppen (Frauen- und gemischtgeschlechtliche Gruppe) sollten sich die Teilnehmer_innen untereinander kennen lernen und einen Überblick über den Inhalt des Fotoprojekts bekommen. Dazu ging ich nach einer kurzen allgemeinen Vorstellungsrunde auf meinen Zweitberuf als Fotografin und die Tätigkeit im Verein ipsum ein und präsentierte bereits abgeschlossene ipsum Projekte, was auf großes Interesse stieß und den Teilnehmer_innen ein Bild darüber verschaffte, was sie in diesem Projekt erwarten würde. Zudem erzählte ich über mein Masterstudium und mein Vorhaben, im Rahmen dieses Projekts mit ihnen gemeinsam eine Forschung über ihre Lebenswelten durchzuführen. Anschließend wurde die Zustimmung zur Datensicherung eingeholt und die Einverständniserklärung zur Teilnahme am Fotoprojekt unterschrieben (siehe Kapitel 5.4.).

Element 1: Impuls

Nach Brandner kann dem jeweiligen Erkenntnisinteresse im Gruppenprozess entsprechend die Impulssetzung thematisch konkret, aber auch offen angelegt sein (vgl. Brandner 2017: 111). Das Erkenntnisinteresse der vorliegenden Arbeit, nämlich Einblicke

in die subjektiven Lebenswelten der Teilnehmer_innen zu erhalten, verlangte eine sehr offene Vorgehensweise. Hier lehnte ich mich an die Vorgehensweise von Wang et al. (2000) an. In dem Photovoice-Projekt zu den Gesundheits- und Lebensbedingungen von obdachlosen Menschen in Ann Arbor, Michigan thematisierten sie im Rahmen eines einführenden Workshops Kameratechnik, ethische Fragen sowie Machtverhältnisse in Zusammenhang mit Fotografie.

Als thematischen Einstieg ins Projekt wurden die Teilnehmer_innen aufgefordert, sich über ihr Interesse an der Fotografie und ihre bisherigen Erfahrungen auszutauschen. Somit wurde eine Diskussion über die jeweils persönliche fotografische Praxis angeregt und Interessensschwerpunkte sichtbar. In einer anschließenden Übung fotografierten sich die Teilnehmer_innen gegenseitig mit einer analogen Kompaktkamera und tauschten dann ihre Erfahrungen als Fotograf_in und Modell aus. Ziel dieser Übung war es, die Teilnehmer_innen auf einen respektvollen und bewussten Umgang in Bezug auf das Fotografieren von Menschen zu sensibilisieren. Im Anschluss darauf präsentierte ich den Teilnehmer_innen den Arbeitsauftrag, welcher wie folgt formuliert war:

„Fotografiere mit deiner Kamera in deinem Alltag, was immer du willst, was dir wichtig ist, was du gerne machst, was dir Freude bereitet (zum Beispiel: Orte, Menschen, Gegenstände, Gebäude, dein Leben, ...). Alles ist erlaubt und gewünscht.“

Es wurde im Arbeitsauftrag das Thema „Obdachlosigkeit“ bewusst nicht genannt, um den Teilnehmer_innen nicht das Gefühl zu geben, sie sollten eben nur zum Thema „Obdachlosigkeit“ fotografieren. Die dahinterliegende Annahme war folgende: Indem sie selbst entscheiden konnten, was sie fotografieren wollten, würde erstens eine höhere Motivation erzielt und zweitens könnten jene Aspekte ihres Alltags in den Blick genommen werden, die für sie persönlich von Relevanz sind und von ihnen kommen. Zudem konnten die Teilnehmer_innen selbst entscheiden, ob sie lieber mit analogen oder digitalen Kameras fotografieren wollten. Nach der Kameravergabe wurde das Prozedere der Filmentwicklung erklärt, die Abgabefristen besprochen und die nächsten Termine der weiteren Treffen in Form eines Flyers angekündigt und ausgeteilt.

Element 2: Fotografische Praxis

Ausgehend von dem Impuls und der Aufgabenstellung fotografieren die Teilnehmer_innen bis zum nächsten Gruppentreffen in ihrem Alltag und generieren so die visuellen Daten, welche die Grundlage für den nächsten Schritt, dem Bilddialog, bilden (vgl. Brandner 2017: 116).

Element 3: Bilddialog

Der Bilddialog bildet laut Brandner das zentrale Element in der Generativen Bildarbeit. An diesem Punkt des Prozesses finden sich die Teilnehmer_innen nach dem eigenständigen Fotografieren wieder zusammen, um ihre Fotos in den Gruppenprozess einzubringen. Nach Brandner setzen sich die Teilnehmer_innen dadurch zu einem gewissen Maß der Gruppe aus. *„Es handelt sich dabei um einen Moment des Herzeigens und damit der Selbstoffenbarung. Die Teilnehmer_innen haben die Gelegenheit zu erfahren, was die anderen denken und im gemeinsamen Betrachten auch in den eigenen Bilder Details zu entdecken, die man bisher nicht gesehen hatte“* (Brandner 2017: 120). Methodisch ist der Bilddialog nach Brandner folgendermaßen aufgebaut: *„Die Betrachter_innen lesen und interpretieren die Fotos, die ihnen von den Fotograf_innen gezeigt werden. Die Fotograf_innen hören vorerst zu und erzählen erst später von den Intentionen und*

Absichten, die sie beim Fotografieren und Auswählen ihrer Fotos geleitet haben. Im permanenten Abgleich von Selbst- und Fremdwahrnehmung stellt das Lesen und Hinterfragen der Alltagsfotos den wichtigsten Wirkungsaspekt im Bilddialog dar“ (ebd.: 120).

Element 4: Mapping

Im Mapping wählen die Teilnehmer_innen aus den entstandenen und diskutierten Fotos jene aus, welche im Gruppenprozess besonders bedeutsam waren. Aus dieser Auswahl gestalten die Teilnehmer_innen nun eine Bilderlandkarte, wodurch die generativen Bilder sichtbar werden, aus denen dann generative Themen erschlossen werden können (vgl. Brandner 2017: 127). Je nach Gruppe und Forschungskontext kann der Prozess des Bilddialogs und des Mappings vollständig durchlaufen werden oder aber es kommen nur Teile davon zur Anwendung.

Zum Ablauf der Gruppentreffen (Element 3 und 4)

Bei jedem Gruppentreffen wurde nach der Begrüßung und der Abklärung der Datensicherung für die Forschung von mir als Moderation eine kurze Feedbackrunde eingeleitet, in welcher sich die Teilnehmer_innen über ihre bisherigen Erfahrungen beim Fotografieren austauschen konnten. Da der Prozess des Fotografierens alleine geschah, war es mir wichtig, diesen Prozess in den Workshops in der Gruppe zu reflektieren. Danach wurden den Teilnehmer_innen ihre neuen Fotos ausgehändigt. Im Anschluss daran hatten sie Zeit sich diese in Ruhe anzuschauen und die für sie besten oder wichtigsten auszuwählen. Nach einer kurzen Pause startete der erste Bilddialog. Die Teilnehmer_innen versammelten sich rund um den Tisch. Die erste Person begann ihre Fotoauswahl in die Mitte des Tisches zu legen. Zuerst betrachten alle anderen die Fotos der Person und erzählen ihre Gedanken und Assoziationen zu den Bildern. In einem zweiten Schritt beschrieb dann der/die Fotograf_in selbst seine/ihre Fotos und erklärte, warum gerade diese so wichtig für ihn/sie waren. Im Anschluss daran wurde, falls es die Gruppendynamik erlaubte, der/die jeweilige Fotograf_in aufgefordert, Schlagworte für seine/ihre Fotos zu finden und diese auf Post-It's zu schreiben. Danach war die nächste Person an der Reihe, bis alle Teilnehmer_innen ihre Fotos in einem Bilddialog diskutiert hatten. Im Anschluss daran fand eine offene Diskussion über die Fotos und aufgetauchten Themen statt. Je nach Gruppengröße und Gruppendynamik endete der Gruppenprozess an diesem Punkt oder aber es gelang die Gruppe bis zum Mapping und zur Erstellung einer gemeinsamen Bilderlandkarte mit generativen Fotos und generativen Themen zu führen. Der Gruppenprozess der jeweiligen Treffen endete mit einer kurzen und freiwilligen Reflexionsrunde, bei der die Teilnehmer_innen ihre im Prozess gemachten Erfahrungen teilen konnten. Danach wurden, falls gewünscht, weitere Filme und Kameras zum Weiterfotografieren ausgeteilt und die Termine für die nächsten Filmabgabefristen und Treffen bekannt gegeben.

Das letzte Treffen fand vor Weihnachten statt und sollte einen runden Projektabschluss bilden. Nach einem letzten Bilddialog wurde das Gesamtprojekt mit den anwesenden Teilnehmer_innen reflektiert. Dabei gingen sie sowohl auf negative und positive Aspekte als auch auf Wünsche für ein zukünftiges Projekt ein.

Ein Planungsdokument über den Ablauf der Gruppentreffen findet sich im Anhang 4.

Erhobenes Datenmaterial im Rahmen der Generativen Bildarbeit

Konkret wurden sechs Gruppentreffen mit einem digitalen Audioaufnahmegerät aufgezeichnet. Diese beinhalten jeweils eine Reflexion der fotografischen Praxis, die Bilddialoge, teilweise Mappings und die Reflexion des Gruppenprozesses. Zusätzlich dazu wurden von meinen Kolleg_innen der AG Fotoprojekt teilnehmende Beobachtungen während der Gruppentreffen durchgeführt und Beobachtungsprotokolle basierend auf einem von mir erstellten Beobachtungsleitfaden verfasst (siehe Anhang 5). Des Weiteren wurden digitale Dokumentationsfotos bei den Gruppentreffen gemacht und archiviert.

5.3.2. Partizipative Fotobefragung

Neben der Generativen Bildarbeit wurde auch die Methode der partizipativen Fotobefragung (siehe 4.4.1.) angewandt. Diese kam dann zur Anwendung, wenn nur ein/eine Teilnehmer_in zu den geplanten Gruppentreffen erschien und somit kein Bilddialog in der Gruppe im Sinne einer Generativen Bildarbeit stattfinden konnte. Dies war zweimal der Fall. In diesen Settings präsentierten die Teilnehmer_innen ihre Fotoauswahl nur mir. Die Fotos wurden dann im Einzelsetting zwischen mir und der Teilnehmer_in besprochen und diskutiert. Zudem wurden zwei partizipative Fotobefragungen nach dem offiziellen Projektabschluss mit einem motivierten Pojektteilnehmer geführt, da es mir nach der ersten intensiven Auswertungsphase noch an Datendichte fehlte.

5.3.3. Zusätzliche Datenmaterialien

Alle im Projekt entstandenen Fotos der Teilnehmer_innen wurden von mir in Form von digitalen Kopien am Computer gesichert, um sie für eine spätere Auswertung heranzuziehen. In meinem Forschungstagebuch verfasste ich kontinuierlich Memos zu den Workshops und hielt meine Gedanken vor und nach den Treffen fest. Zudem erhielt ich im Verlauf des Projekts und darüber hinaus eine Vielzahl an persönlichen Dokumenten wie Briefe und Gedichte von Teilnehmer_innen, welche mir entweder persönlich überreicht oder zugeschickt wurden. Diese erhielten im Verlauf des Forschungsprozesses immer mehr Bedeutung und wurden dann auch unterstützend in die Datenauswertung miteinbezogen.

5.3.4. Untersuchungssample

Neunzehn Personen, davon neuen Frauen und zehn Männer, zeigten generelles Interesse am Projekt und nahmen zumindest einmal an einem Treffen teil oder erhielten eine Kamera. Sechs Frauen und sieben Männer gaben ihre geliehenen Kameras wieder zurück, um die Fotos entwickeln zu lassen. Vier Frauen und fünf Männer erschienen mehr als einmal zu den Gruppentreffen und nahmen an Bilddialogen über ihre eigenen Fotos und die der anderen teil. Diese unterzeichneten auch eine Einverständniserklärung (siehe Kapitel 5.4.). Diese neun Personen bilden das endgültige Untersuchungssample dieser Forschungsarbeit, welches in der folgenden Tabelle mit relevanten Informationen zu Geschlecht, Alter, Nationalität, Aufenthaltsstatus, Wohnsituation und Ethos-Typologie sowie gesprochene Sprache dargestellt ist.

Fünf Männer und drei Frauen des Untersuchungssamples waren zwischen Ende dreißig und Ende fünfzig. Eine Frau war Anfang achtzig Jahre alt. Je ein Drittel kam aus Österreich,

der Europäischen Union oder aus Drittstaaten. Jeweils drei Personen nächtigten im Projektzeitraum in einem Übergangwohnheim (ÜWO) oder in einem Sozial Betreuten Wohnheim (SOBEWO). Weitere drei Personen nächtigten in einem Notquartier (NQ) und die restlichen drei nächtigte auf der Straße. Nach der Ethos Typologie waren im Projektzeitraum also zwei Drittel obdachlos und ein Drittel wohnungslos. Zudem sprachen drei Personen nur gebrochen Deutsch und eine Person nur ungarisch, für welche ein Dolmetsch zur Verfügung stand. Das Untersuchungssample der vorliegenden Forschung kann also als durchaus heterogen in ihren vorgestellten Merkmalen bezeichnet werden, es ist aber weder repräsentativ noch war der Anspruch dieser Arbeit auf Repräsentanz jemals gegeben. Auffallend ist, dass jüngere Menschen unter dreißig Jahren wenig bis kein Interesse am Projekt gezeigt hatten.

Nr. TN	GESCHLECHT	Alter	Natio- nalität	Aufenthalts-status	Wohn- situation	Typologie nach Ethos*	SPRACHE
T1	männlich	Mitte 40	AT	Österreichische Staatsbürgerschaft	ÜWO	wohnungslos	Deutsch
T2	männlich	Ende 30	Drittstaat	Asyl – Daueraufenthalt EU	ÜWO	wohnungslos	Deutsch gebrochen, englisch
T3	männlich	Mitte 50	Drittstaat	Asyl - Daueraufenthalt EU	NQ	obdachlos	Deutsch gebrochen
T4	männlich	Ende 50	Drittstaat	Staatenlos – Daueraufenthalt EU	NQ	obdachlos	Deutsch gebrochen
T5	männlich	Mitte 40	AT	Österreichische Staatsbürgerschaft	Straße	obdachlos	Deutsch
T6	weiblich	Anfang 40	EU	EU-Bürgerin – ohne unionsrechtlichen Aufenthalt	Straße	obdachlos	Ungarisch
T7	weiblich	Mitte 40	AT	Österreichische Staatsbürgerschaft	NQ	obdachlos	Deutsch
T8	weiblich	Mitte 50	EU	EU-Bürgerin – ohne unionsrechtlichen Aufenthalt	Straße	obdachlos	Deutsch
T9	weiblich	Anfang 80	EU	Daueraufenthalt - EU	SOBEWO	wohnungslos	Deutsch

Tabelle 5.1: Darstellung der Projektteilnehmer_innen (eigene Darstellung),
* (siehe Kapitel 2.1.)

5.3.5. Chronologischer Projekt- und Erhebungsverlauf

In der folgenden Tabelle ist der chronologische Projektverlauf dargestellt. Er gibt einen Überblick über die jeweilige Fokusgruppe (FRAUEN und MIX = gemischtgeschlechtlich), die Anzahl der jeweils anwesenden Teilnehmer_innen (gesamt, männlich, weiblich), die Workshop-Inhalte und die erhobenen Datenmaterialien der jeweiligen Gruppentreffen.

DATUM Transkript Nr.	FOKUS GRUPPE	ANZAHL TN INSG.	INHALTE DER TREFFEN	ERHOBENES DATENMATERIAL
26.07.2016	FRAUEN 1. Treffen	4 w	Initialisierung des Gruppenprozesses	Dokufotos Protokoll
03.08.2016	MIX 1. Treffen	4 m	Initialisierung des Gruppenprozesses	Dokufotos Beobachtungsprotokoll
09.08.2016	FRAUEN 2. Treffen	2 w	Reflexion d. Fotografierens Bilddialog Kamera-/ Filmvergabe Reflexion des BD	TN-Fotos Dokufotos Beobachtungsprotokoll
17.08.2016 BD1	MIX 2. Treffen	4 insg. (3 m, 1 w)	Reflexion d. Fotografierens Bilddialog, Mapping Kamera-/ Filmvergabe Reflexion des BD	TN-Fotos Dokufotos Audioaufnahme des Bilddialogs Protokoll
24.08.2016	FRAUEN 3. Treffen	0	_____	_____
30.08.2016 BD2	MIX 3. Treffen	8 insg. (6 m, 2 w)	Reflexion d. Fotografierens Bilddialog Kamera-/ Filmvergabe	TN-Fotos Dokufotos Audioaufnahme des Bilddialogs
28.09.2016	FRAUEN 4. Treffen	1 w	Partizipative Fotobefragung	TN-Fotos
28.09.2016 PF1	MIX 4. Treffen	1 m	Partizipative Fotobefragung	TN-Fotos Audioaufnahme der Fotobefragung
14.10.2016	ALLE	6 insg. (5 m, 1 w)	Exkursion zur Fotoausstellung World Press Photo 2016	Protokoll Dokufotos
31.10.2016 BD3	MIX 5. Treffen	4 insg. (2 m, 2 w)	Reflexion d. Fotografierens Bilddialog, Mapping Kamera-/ Filmvergabe Reflexion des BD	TN-Fotos Dokufotos Audioaufnahme des Bilddialogs Beobachtungsprotokoll
12.11.2016	ALLE	5 (3 m, 2 w)	Exkursion ins Fotolabor Fayer	Protokoll Dokufotos
22.11.2016 BD4	MIX 6. Treffen	3 (2 m, 1 w)	Reflexion d. Fotografierens Bilddialog	TN-Fotos Audioaufnahme des Bilddialogs Beobachtungsprotokoll
19.12.2016 BD5	MIX 7. Treffen	4 insg. (3 m, 1 w)	Reflexion d. Fotografierens Bilddialog Kamerabesprechung Reflexion des Fotoprojekts Projektabschluss	TN-Fotos Dokufotos Audioaufnahme des Bilddialogs
08.05.2017 PF2	EG 1	1 m	Partizipative Fotobefragung	TN-Fotos Audioaufnahme der Fotobefragung
19.06.2017 PF3	EG 2	1 m	Partizipative Fotobefragung	TN-Fotos Audioaufnahme der Fotobefragung

Tabelle 5.2: Chronologischer Verlauf der Projektdurchführungs- und Datenerhebungsphase

Im Prozessverlauf wurde die FK FRAUEN in die FK MIX integriert. Dies hatte zwei Gründe: Erstens verloren die zu Beginn teilnehmenden Frauen aus dem Frauenraum das Interesse an der Teilnahme. Zweitens hielten sich die übrigen am Projekt teilnehmenden Frauen hauptsächlich im gemischtgeschlechtlichen Aufenthaltsraum auf und hatten keine Berührungspunkte mit Männern. Aufgrund dieser Faktoren wurde in der AG beschlossen, die beiden Gruppen zusammenzulegen, was auch eine Erleichterung der organisatorischen Abläufe und Zeitressourcen bedeutete.

5.3.6. Reflexion der Datenerhebung und Projektdurchführung

Im Prozess der Datenerhebung kam es immer wieder zu diversen Herausforderungen, die eine hohe Flexibilität und Spontanität verlangten. Eine wesentliche Herausforderung lag darin, mit der hohen Fluktuation der Projektteilnehmer_innen umzugehen. Aufgrund beruflicher Vorerfahrungen war mir klar, dass Menschen, die von Obdachlosigkeit und Wohnungslosigkeit betroffen sind, sich nicht immer an terminliche Vereinbarungen halten können und die Teilnahme an einem Fotoprojekt nur einen bedingt relevanten Stellenwert in deren Leben einnehmen würde. Somit konnte ich die kontinuierliche Teilnahme am Projekt aufgrund der Lebenslagen der Teilnehmer_innen nicht erwarten, was sich aber auch klar auf das kontinuierliche Arbeiten unter der Methodik der Generativen Bildarbeit auswirkte.

Eine weitere Herausforderung lag darin, auch interessierten Quereinsteiger_innen die Möglichkeit zu bieten, am Projekt teilzunehmen. Mitunter fand dann sowohl die Erklärung und Einführung ins Projekt als auch die erste Kameraübergabe im normalen Tagesbetrieb statt, was sich als durchaus anstrengend und teilweise suboptimal darstellte. Jedoch zeigte sich, dass einige der Quereinsteiger_innen bis zum Schluss am Projekt teilnahmen und diese auch eine wertvolle Ressource sowohl für die Gruppe als auch für die Forschung darstellten.

Auch die Zusammenlegung der beiden Fokusgruppen war ein prozessuales Resultat, was nicht im vornhinein geplant war, sich jedoch als durchaus sinnvoll erwies. Denn gerade in den Bilddialogen, in denen sowohl Frauen als auch Männer teilnahmen, war die Diskussion und der Austausch besonders anregend und lieferte gehaltvolle Daten für die Auswertung.

5.4. Datenauswertung

Die Datenauswertung der vorliegenden Arbeit gründet, wie in Kapitel 4.1. schon skizziert, auf den methodischen Werkzeugen der Reflexiven Grounded Theory nach Breuer (2009, 2017). Die digital aufgezeichneten Bilddialoge und Fotobefragungen wurden mit Hilfe von MAXQDA, einer Software zur qualitativen Datenanalyse, transkribiert und durch Buchstaben- und Zahlencodes (z.B. BD1 = Bilddialog 1, PF1 = partizipative Fotobefragung 1, T1 = Teilnehmer_in 1), (siehe Tabelle 5.1. und 5.2.) systematisiert und anonymisiert. Ebenso wurden die visuellen Daten, sprich den Fotos, die Protokolle der teilnehmenden Beobachtungen und die persönlichen Dokumente und Briefe durch ein Codesystem anonymisiert und im Anschluss darauf in der MAXQDA Software kodiert und systematisch ausgewertet. Dieser Prozess der Auswertung wird im Folgenden genauer beschrieben.

5.4.1. Kodieren

Breuer bezeichnet den Vorgang des Kodierens als das „Herzstück der GTM“ (2009: 69). Dabei handelt es sich konkret um ein Verfahren, um aus einer Vielzahl an „qualitativer Daten (Gesprächs-, Beobachtungsprotokolle u.Ä.) theoretische Konzepte und Strukturen“ zu extrahieren (ebd.: 69). Im Prozess des Kodierens werden nicht nur deduktive (vom Allgemeinen auf das Besondere schließend) und induktive (vom Besonderen auf das Allgemeine schließend), sondern auch abduktive Verfahren eingesetzt. Abduktion dient der Erkenntniserweiterung und meint damit die „kreativen Geistesblitze“ (ebd.: 54), die es im Prozess des Kodierens braucht, um neue Theorien zu entwickeln. „Die Abduktion ist also ein mentaler Prozess, ein geistiger Akt, ein gedanklicher Sprung, der das zusammenfasst, von dem man nie dachte, dass es zusammengehört“ (Reichertz 2012: 281 in Brandner 2017: 151). Diese deduktiven, induktiven und abduktiven Herangehensweisen werden im Kodierverfahren rekursiv durch *offenes, axiales und selektives Kodieren* verschränkt. Beim *offenen Kodieren* werden die Daten aufgebrochen, untersucht und verglichen. Es werden durch eine induktive Vorgehensweise passende Oberbegriffe, Codes und Kategorien er- und gefunden (vgl. Breuer 2009: 70). Folgendes Beispiele zeigen exemplarisch den Vorgang des offenen Kodierens im Auswertungsprozess:

AUSZUG AUS BILDDIALOG	KODIERUNG	DIMENSION	KATEGORIE
T3: Ich suche auch eine Frau. T8: Wie bitte? T3: Ich suche auch eine Frau. (BD3/342-344)	Sich einsam fühlen	Wunsch nach Partnerschaft	Wunsch nach sozialen Beziehungen
T5: Dürf ma einen Halbttag Fotos machen und wir steigen in die Schnellbahn ein im März oder im Mai und gehen auf die Donauinsel? [...] Und jeder macht einen Film. Und dann mach ma a Ausstellung. [...] Jo da werd ma doch wohl zwei Fahrscheine von der Caritas spendiert bekommen, des kann ja doch nicht so ein Problem sein! [...] A Jause werd ma da mitnehmen dürfen. T9: Ich habe einen Vorschlag: gehen wir alle zusammen zum Opernball! Und dann machen wir alle Fotos! (alle lachen) T5: Des machst amoi in dein Leben. Ziag die amoi sche an ‚geh amoi in dein Leben in die Oper! (BD5/275-284)	Gemeinsam im Freien fotografieren Gemeinsame Aktivitäten planen Caritas als Unterstützung Sich in Gruppe wohlfühlen An gesellschaftlich angesehenen Veranstaltungen teilnehmen	Aktivitäten in Gemeinschaft unternehmen wollen Gruppengefühl wird sichtbar Rolle der WWH An gesellschaftlichem Leben teilhaben wollen Vorstellungen über gesellschaftliche Werte	Wunsch nach Aktivitäten im instit. Kontext Wunsch nach gesellschaftlicher Teilhabe und Zugehörigkeit Entstehung eines Gruppengefühls

Tabelle 5.3: Beispiel für offenes Kodieren (eigene Darstellung)

Beim *axialen Kodieren* wird versucht, einzelne Kategorien miteinander zu verknüpfen und diese systematisch in Beziehung zu setzen. In dieser Arbeit wurden die Daten nach dem

paradigmatischen Modell bzw. Kodier-Paradigma nach Strauss und Corbin (1996: 78) aufbereitet und miteinander in Verbindung gebracht. In diesem Modell wird eine zentrale Kernkategorie bzw. ein zentrales Phänomen herausgearbeitet, in Beziehung gesetzt und konkrete Fragen nach ursächlichen Bedingungen, Kontext, intervenierende Bedingungen, Strategien und Konsequenzen gestellt (siehe Abbildung 5.1.).

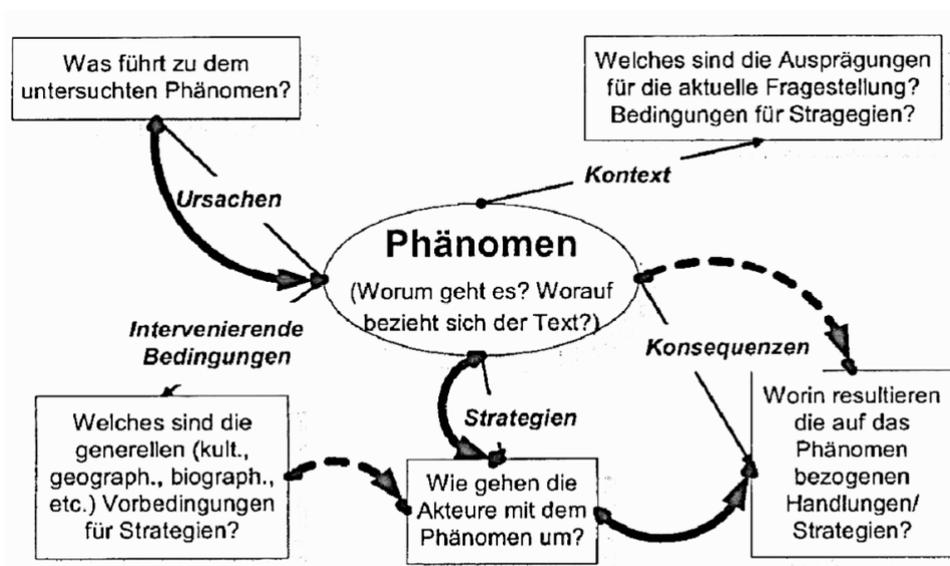


Abbildung 5.1: Kodierparadigma nach Strauss (Strübing 2008: 28)

Beim *selektiven Kodieren* wird die Kernkategorie mit anderen Kategorien erneut in Beziehung gebracht und die Modellskizze weiterentwickelt, verfeinert, aufgefüllt und validiert. Dabei soll laut Strauss und Corbin der *rote Faden der Geschichte* herausgearbeitet werden, der sich um das zentrale Phänomen dreht (vgl. ebd. 1996: 94).

5.4.2. Theoretisches Sampling

Anders als in der quantitativen Forschung, bei der in der Regel Untersuchungsdesign, Stichprobe und Wahl der Forschungsinstrumente vor Beginn der Untersuchung festgelegt wird, ergibt sich bei der Grounded Theory Methode dies im Prozess aufgrund des jeweiligen Stands der Erkenntnis- und Theorieentwicklung (vgl. Breuer 2009: 58). Zudem wird die Datenerhebung, Datenauswertung und Theoriebildung nach der Grounded Theory Methode nicht nacheinander durchgeführt, sondern wechseln sich im Forschungsprozess immer wieder ab bis ausreichendes und dichtes Datenmaterial für eine Theoriebildung gesammelt wurde (vgl. ebd.: 58).

In der vorliegenden Arbeit wurde das Forschungsdesign vor Beginn der Projektdurchführung zwar skizziert, jedoch war beispielsweise die Anzahl der benötigten Gruppentreffen für eine theoretische Sättigung nicht exakt planbar, da dies von unterschiedlichen Faktoren abhängig war, auf die ich als Forschende nur wenig Einfluss hatte. So wurden auch die am Projekt teilnehmenden Personen nicht von mir als Forscherin „ausgewählt“, sondern meldeten sich freiwillig. Ich hatte weder Einfluss auf die Geschlechter- noch auf die Altersverteilung des Untersuchungssamples. Glücklicherweise ergab sich aber ein relativ ausgewogenes Geschlechterverhältnis von fünf Männern und vier Frauen.

5.4.3. Partizipativer Auswertungsprozess

So wie auch in Kapitel 4.2. schon erwähnt stellt die Beteiligung von Co-Forscher_innen auch ein Charakteristikum in Auswertungsverfahren partizipativer Forschungen dar (vgl. von Unger 2014: 61).

Die Auswertung der Daten des vorliegenden Forschungsprojekts fand zum Teil im Rahmen der „ipsum-Forscherei“ statt, einer Forscher_innengemeinschaft innerhalb des Vereins, welche sich unter der Leitung von Vera Brandner mit Bachelor- und Masterarbeiten basierend auf der Grounded Theory Methode und Generativer Bildarbeit beschäftigt und sich gegenseitig auf konzeptioneller, inhaltlicher und ausführender Ebene sowohl bei der Durchführung der Forschungen als auch beim Auswerten der Daten unterstützt. In einem kontinuierlichen Austausch konnte ich so diese Treffen nutzen, um interessante Gesprächsabschnitte gemeinsam zu kodieren und zu konzeptualisieren, Modellbildungen vorzustellen, zu validieren und neue Betrachtungsweisen zu erfahren. Im November 2016 startete ich zuerst alleine und dann im Rahmen der ipsum-Forscherei mit dem offenen Kodieren erster Transkripte, welche ich als sehr dicht und reich an Daten erachtete. Daraus ergaben sich Codes und Kategorien, die sich im Laufe des weiteren alleinigen Kodierens anderer Transkripte und Fotografien ausweiteten und zu einer ersten Theoriebildung führten. Im Verlauf des Auswertungsprozesses kristallisierten sich wesentliche Analysekatogorien heraus:

- die subjektiven Beschreibungen und Bedeutungen über das Abgebildete auf den Fotos der Teilnehmer_innen
- die sichtbaren Bildinhalte bzw. Fotomotive
- die Bedeutung des Mediums Fotografie für die Teilnehmer_innen
- die Gruppendynamik im Verlauf des Forschungsprozesses und die Beziehung zu mir als Projektleiterin

Die Auswertung der visuellen Daten erfolgte auf unterschiedlichen Ebenen. Zum einen veranschaulichten bzw. verstärkten die Fotos der Teilnehmer_innen herausgearbeitete Codes und Kategorien aus den Transkripten der Bilddialoge in Bezug auf die subjektiven Empfindungen der Projektteilnehmer_innen auf ihre Lebenswelt. Denn im Bilddialog verliehen die Teilnehmer_innen den Bildern erst ihre Bedeutung. Diese Aussagen wurden in der nachfolgenden Analyse durch weitere Interpretationsschleifen abstrahiert und für die Modellbildung herangezogen.

Zum anderen dienten die Fotos in der Analyse als visuelle Protokolle über die sozialen Handlungen der Teilnehmer_innen, so wie dies auch Kolb in Bezug auf die Bildanalyse bei partizipativer Forschung erläutert (vgl. Kolb 2011: 5). Zudem wurde anhand der Bildanalyse der Sozialraum der Teilnehmer_innen sichtbar, was Interpretationen über ihre Lebensweisen und die Nutzung von Plätzen und Orten ermöglichte.

Zudem wurden im Auswertungs- und Kodierprozess weitere Aspekte sichtbar. Als wichtige Analysekatogorie konnte auch die Bedeutung des Mediums Fotografie für die Teilnehmer_innen identifiziert werden. Denn im Laufe des Forschungsprojekts wurde dem Akt des Fotografierens von den Teilnehmer_innen im Bilddialog zentrale Bedeutung verliehen indem dieser immer wieder in den Diskussionen zum Thema wurde. Dies wirkte sich auf den Auswertungsprozess aus und spiegelt sich in den Ergebnissen und der methodologischen Reflexion dieser Arbeit wieder.

Auch die Gruppendynamik wurde im Verlauf des Forschungsprozesses als wesentliche

Analysekategorie identifiziert. Diese wurde anhand der Protokolle und Verlaufsanalysen der Bilddialoge sichtbar. Es konnten also Aussagen über das Verhalten der Teilnehmer_innen untereinander während der Gruppentreffen zu Projektanfang und Ende getroffen werden, die die Beziehungen untereinander und auch zu mir abbildeten. Durch die Memos in meinem Forschungstagebuch konnten zudem Aussagen über das Verhalten der Teilnehmer_innen außerhalb der Gruppentreffen im normalen Tageszentrumsbetrieb generiert werden. Die persönlichen Briefe und Gedichte, die ich im Forschungsprozess von Teilnehmer_innen bekommen hatte, wurden im Sinne des Theoretischen Samplings (siehe 5.4.2.) nach der ersten Modellbildung als gehaltvolle und aussagekräftige Daten herangezogen, um die Kategorien zu verdichten. Es standen im Auswertungsprozess also nicht nur die Diskussionsinhalte der Gruppentreffen im Vordergrund, sondern auch die Beziehungen untereinander sowie die Stimmung in der Gruppe. Das latent versus manifest Sichtbare wurde in der Auswertung in den Blick genommen, ganz im Sinne einer Reflexiven Grounded Theory nach Breuer (2009). Im Verlauf des Auswertungsprozesses ergaben sich mehrere Hauptkategorien, welche untereinander in Beziehung gesetzt und zu einer Modellskizze ausgearbeitet wurden. Diese datenbasierte Modellskizze wird in Kapitel 6 ausführlich erläutert. Zudem wurden weitere Kategorien in die methodologische Reflexion in Kapitel 7. aufgenommen. Die folgende Abbildung soll den iterativen Prozess der Datenerhebung, Datenauswertung und Theoriebildung nochmal graphisch veranschaulichen:

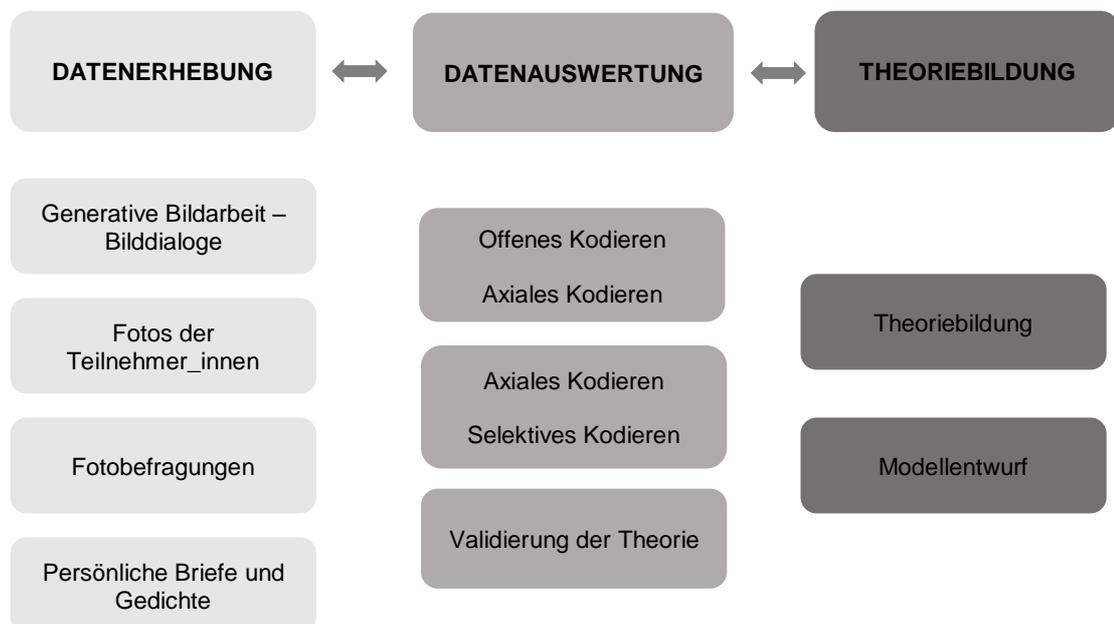


Abbildung 5.2: iterativer Theoriebildungsprozess der vorliegenden Forschung (eigene Abbildung)

5.5. Partizipation im Forschungsprozess

Partizipative Forschung versucht nach Hella von Unger, Co-Forscher_innen gleichermaßen von der Zielsetzung und Wahl des Studiendesigns über die Datenerhebung und Datenauswertung bis hin zur Verwertung einzubeziehen (vgl. 2014: 35). Dabei sind unterschiedliche Formen und Stufen der Beteiligung möglich. Gerade in Ansätzen wie der Community-basierten partizipativen Forschung oder dem Participatory Action Research

wird der Schwerpunkt auf die Beteiligung von Vertreter_innen aus lebensweltlichen Gemeinschaften und marginalisierten Gruppen gelegt (vgl. von Unger 2014: 35). Dies war auch in der vorliegenden Forschung der Fall. Zudem arbeitete ich nicht nur eng mit den Projektteilnehmer_innen zusammen, sondern wurde auch von Tageszentrums-Kolleg_innen der AG Fotoprojekt und der ipsum-Forscherei im Erhebungs- und Auswertungsprozess unterstützt.

Die Zielsetzung des Forschungsprojekts, nämlich die Erforschung der subjektiven Lebenswelten der Projektteilnehmer_innen, wurde gemeinsam in der AG Fotoprojekt erarbeitet, die Wahl des Forschungsdesigns und das methodische Vorgehen lagen in meinem Verantwortungsbereich. Die Erhebung der visuellen Daten bzw. Fotos wurde ausschließlich von den Projektteilnehmer_innen durchgeführt. Die Deutung der Fotos in Bezug auf die sichtbaren und dahinterliegenden Bildinhalte bzw. deren subjektive Bedeutung für die Teilnehmer_innen kam im Prozess des Bilddialogs zum Vorschein und wurde von ihnen selbst verbalisiert. Zudem wurden die Fotos von mir auf einer inhaltlichen und symbolischen Ebene in Bezug auf die Nutzung von Plätzen und Orten als visuelles Protokoll über ihre sozialen Handlungen analysiert. Die Erhebung der verbalen Daten, sprich die Aufzeichnung und Protokollierung der Bilddialoge bzw. Fotobefragungen und die Erstellung der Dokufotos wurde von mir und meinen Kolleg_innen aus der AG Fotoprojekt durchgeführt. Die Interpretation der verbalen Daten und die Modellbildung wurden sowohl von mir alleine ausgearbeitet als auch im Rahmen der ipsum-Forscherei durchgeführt, in der sowohl dichte Textausschnitte gemeinsam kodiert als auch die Modellskizze diskutiert und präzisiert wurde. Die fertige Modellskizze wurde zu Ende des Forschungsprozesses der ipsum-Forschungsgruppe und Tageszentrumskolleg_innen der AG Fotoprojekt präsentiert, diskutiert und validiert.

Folgende Tabelle zeigt nochmals eine Übersicht über die eben erläuterten Formen der Beteiligung im Forschungsprozess, um die Bereiche der Partizipation zu veranschaulichen.

Phasen im Forschungsprozess	Forscherin	Projektteilnehmer_innen	ipsum Forschungsgruppe	Tageszentrums-Kolleg_innen AG Fotoprojekt
Zielsetzung	x			x
Forschungsdesign	x			
Erhebung visueller Daten		x		
Erhebung verbaler Daten	x			x
Deutung visueller Daten	x	x	x	
Deutung verbaler Daten	x		x	
Modellbildung	x		x	
Theorievalidierung	x		x	x

Tabelle 5.4: Formen der Beteiligung im Forschungsprozess (eigene Abbildung)

5.6. Forschungsethische Überlegungen und Maßnahmen

Sozialwissenschaftliche Forschung orientiert sich an ethischen Richtlinien, welche von diversen Institutionen festgeschrieben sind. Der Ethik-Kodex der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (DGS) und des Berufsverbandes Deutscher Soziologinnen und Soziologen

(BDS) verweist unter anderem auf folgende Aspekte, die es gerade bei partizipativen Forschungen mit und über sensible Gruppen wie in der vorliegenden Arbeit zu berücksichtigen gilt:

„Generell gilt für die Beteiligung an sozialwissenschaftlichen Untersuchungen, dass diese freiwillig ist und auf der Grundlage einer möglichst ausführlichen Information über Ziele und Methoden des entsprechenden Forschungsvorhabens erfolgt. [...] Besondere Anstrengungen zur Gewährleistung einer angemessenen Information sind erforderlich, wenn die in die Untersuchung einbezogenen Individuen über eine geringe Bildung verfügen, einen niedrigen Sozialstatus haben, Minoritäten oder gesellschaftlich marginalisierten Bevölkerungsgruppen angehören.“ (DGS, BDS Ethik-Kodex 2017: 2)

Diese Prinzipien der Freiwilligkeit und der informierten Zustimmung sind grundlegende ethische Standards in sozialwissenschaftlicher Forschung und wurden auch im vorliegenden Forschungsprojekt berücksichtigt. Brandner (2017) hat in Bezug auf das Forschen mit der Methodik der Generativen Bildarbeit wesentliche Aspekte visueller Ethik zusammengefasst. Diese beinhalten ebenfalls die informierte Zustimmung, die Wahrung der Anonymität und Sicherheit sowie Fragen der Urheberschaft, des Eigentums und Verwendungsrechte (vgl. ebd.: 131ff).

Die informierte Zustimmung erfolgte im Projektverlauf auf mehreren Ebenen. Bereits bei der Fragebogenerhebung und auch bei der Bewerbung des Fotoprojekts im Tageszentrum über Aushänge wurde angeführt, dass das Projekt Teil einer Forschungsarbeit ist, welche die Lebenswelten von obdachlosen und wohnungslosen Menschen erforscht.

In den ersten Treffen stellte ich die Arbeit des Vereins *ipsum* vor, welcher den Lebensalltag von Menschen mithilfe des Mediums Fotografie ins Zentrum des Interesses stellt. Ich präsentierte Ergebnisse bereits abgeschlossener *ipsum* Projekte, um den Teilnehmer_innen ein Bild darüber zu geben, was sie in diesem Projekt erwarten würde. Zudem informierte ich über mein Masterstudium für Soziale Arbeit und klärte die Teilnehmer_innen über meine Absichten auf, mit ihnen gemeinsam in diesem Projekt ihre Lebenswelten im Rahmen meiner Masterarbeit zu beforschen.

Die Wahrung der Anonymität und der Schutz der Teilnehmer_innen sind gerade bei einem so sensiblen Thema wie Obdachlosigkeit unbedingt zu berücksichtigen. Bildinhalte, die eine Belastung oder gesellschaftliche Stigmatisierung bedeuten könnten, müssen unbedingt vermieden werden. Die Verantwortung, dafür zu sorgen, dass mit solchen Inhalten sensibel und reflektiert umgegangen wurde, lag als Projektleiterin und Forscherin klar bei mir. In diesem Zusammenhang verweist Brandner (2017) aber auch auf den IVSA Code of Research Ethics, der von der Notwendigkeit einer Anonymisierung der Teilnehmer_innen eines Projekts in gewissen Situationen wie Gemeinschaftsforschung, partizipative Forschung und individuelle Fallstudien absieht. Jedoch müsse jeder konkrete Fall begründet werden, in dem keine Anonymisierung vorgenommen wurde (vgl. ebd.: 136f). Brandner argumentiert zudem, dass eine generelle Anonymisierung aller, *„die beim Arbeiten mit visuellen Methoden und Materialien beteiligt sind, sogar zur Verletzung von ethischen Grundsätzen führen“* kann, nämlich dann, *„wenn den Teilnehmer_innen ihre Autor_innenschaft nicht zuerkannt wird“* (ebd.: 136f). Dies kann nach Brandner bei

Projekten der Fall sein, in denen die Teilnehmer_innen selbst visuelles Material erzeugen (vgl. *ebd.*: 136f).

Fragen nach Urheberschaft, Eigentum und Verwendungsrechten von Bildmaterial bringen also Ambivalenzen in der Auseinandersetzung mit ethischen Richtlinien mit sich. Auch in diesem Forschungsprojekt stellten sich diese Fragen, da die Teilnehmer_innen selbst fotografierten und somit auch das Recht auf Urheberschaft bei ihnen lag. Um diesen forschungsethischen Kriterien so gut als möglich gerecht zu werden, wurden folgende Punkte in einer Einverständniserklärung über die Teilnahme am Fotoprojekt den Teilnehmer_innen nach einer genauen Erläuterung zum Unterschreiben ausgehändigt (Einverständniserklärung siehe auch Anhang 2):

Ich bin damit einverstanden, dass

- 1. ich eine Kamera über einen längeren Zeitraum ausborge und diese am Projektende auch wieder zurückgebe.*
- 2. Dokumentationsfotos aus den Workshop-Treffen und von mir selbst gemachte und ausgewählte Fotos bei Caritas- und ipsum-Initiativen (Berichte, Website, Publikationen, Ausstellungen, social media) veröffentlicht werden dürfen.*
- 3. das Fotoprojekt Teil einer Forschungsarbeit ist, zu diesem Zweck das im Projekt entstandene Bildmaterial und das während der Treffen aufgenommene Tonmaterial anonymisiert für die Forschung verwendet werden dürfen.*
- 4. im Workshop besprochene Inhalte nicht nach außen getragen werden und sensibel mit den Themen der anderen Teilnehmer_innen umgegangen wird.*

Um auch sprachliche Barrieren zu bedenken wurde für eine Teilnehmerin, welche nur ungarisch sprach, und für welche auch eine Dolmetscherin zur Verfügung stand, die Einverständniserklärung auf ungarisch vorbereitet. Alle unterschriebenen Einverständniserklärungen sind von mir gesichert.

Im Punkt 3 der Einverständniserklärung wird die Datensicherung und Verwendung der im Projekt entstandenen Bild- und Tonmaterialien im Rahmen der Forschungsarbeit explizit angeführt.

Der Punkt 2 bezieht sich auf die Veröffentlichung von Dokufotos aus den Workshop-Treffen zur Projektpräsentation auf der *ipsum* Website, um die Aktivitäten des Vereins darzustellen. In den meisten Projekten werden auch Teilnehmer_innenfotos präsentiert, wenn dies explizit gewünscht und vertraglich gesichert ist. Deshalb wurden die Teilnehmer_innen am Ende des Projekts persönlich gefragt, ob sie auch eine Auswahl ihrer gemachten Fotos auf der *ipsum* Webpage präsentieren möchten. Alle Anwesenden zeigten dabei große Begeisterung. Mit einigen der Teilnehmer_innen, zu denen nach Projektende noch Kontakt bestand, wurde ein zusätzlicher „Vertrag für ipsum-FotografInnen“ (siehe Anhang 3) zur Präsentation der Fotos auf der *ipsum* Website unterzeichnet. Dieser bemächtigt den Verein *ipsum*, die ausgewählten Fotos für den nicht-kommerziellen Gebrauch im Rahmen von *ipsum*-Initiativen unter Creative Commons (www.creativecommons.org) zu verwenden. Für den kommerziellen Gebrauch stehen die Fotos unter Copyright. Den Teilnehmer_innen wurde die Möglichkeit der Verwendung eines Pseudonyms anstelle des echten Namens zur Wahl gestellt. Manche waren stolz auf ihre Bilder und wollten auch mit ihrem persönlichen Namen auf der *ipsum* Website aufscheinen, andere entschieden sich für die Verwendung eines Pseudonyms.

6. ERGEBNIS – EIN MODELLENTWURF

Im folgenden Kapitel werden die Ergebnisse der Datenauswertung dargestellt, welche sich auf die Forschungsfrage beziehen, die wie folgt lautet:

Welche Aussagen über die subjektiven Lebenswelten und sozialen Wirklichkeiten von obdachlosen und wohnungslosen Menschen lassen sich im Rahmen eines Fotografie-basierten, partizipativen Forschungsprojekts im Tageszentrum generieren? Mit welchen subjektiv-emotionalen Themen sehen sich die Teilnehmer_innen des Projekts konfrontiert und wie gehen sie mit diesen um?

Im Zentrum des Forschungsinteresses stand also die Frage nach den subjektiven Lebenswelten der Teilnehmer_innen. Daraus ergab sich in der Auswertung der Daten ein Modellentwurf mit dem zentralen Phänomen „Wunsch nach sozialen Beziehungen, gesellschaftlicher Zugehörigkeit und Normalität“. Der Modellentwurf wurde nach dem paradigmatischen Modell der Grounded Theory nach Strauss und Corbin (1996) auf empirischer Grundlage entworfen. Die jeweiligen Modellkomponenten - Phänomen, Ursache, Kontext, intervenierende Bedingungen, Strategien und Konsequenzen - wurden datenbasiert ausgearbeitet und zueinander in Beziehung gesetzt. Dafür wurden vor allem Fotos und kurze Textausschnitte aus den Bilddialogen herangezogen um die einzelnen Modellkomponenten zu beschreiben. Erst die Kombination aus Bild und Text eröffnet Einblicke der subjektiven Perspektiven auf die Lebenswelten der Teilnehmer_innen. Die Fotos alleine würden zwar Aufschluss über die Räume geben, in denen sich die Teilnehmer_innen aufhielten und welche sie nutzten. Das Phänomen ergab sich jedoch erst durch die Bilddialoge, die dem Bildmaterial seine Tiefe gaben, indem die Bedeutung der Fotos bzw. Geschichten hinter den Bildern für die Teilnehmer_innen und ihr Erleben verbalisiert wurde. Die Kombination aus Bild und Text ist für die folgende Modelldarstellung wesentlich, beide Elemente verstärkten sich in ihrer Aussage gegenseitig. Zudem werden zum Teil persönliche Gedanken aus meinem Forschungstagebuch in die Beschreibungen und Interpretationen integriert.

Es ist anzumerken, dass die folgenden Ergebnisse nicht auf die Zielgruppe obdachloser und wohnungsloser Menschen allgemein übertragbar sind. Das herausgearbeitete Modell bezieht sich nur auf die Gruppe der Teilnehmer_innen des Fotoprojekts. In der Beschreibung des Modells kann zudem kein umfassendes Bild aller tatsächlich relevanten lebensweltlichen Aspekte abgebildet werden, sondern nur jene, welche im Rahmen des Fotoprojekts einerseits durch die Besprechung der Fotos in den Bilddialogen implizit oder explizit zum Vorschein traten und sich andererseits aus der Datenauswertung des Bild- und Textmaterials ergaben. Die Ergebnisse gelten als nicht repräsentativ, sie beziehen sich auf die Teilnehmer_innen des Fotoprojekts und können nicht generell auf alle in Wien lebenden obdachlosen und wohnungslosen Menschen übertragen werden.

Zum besseren Verständnis ist auf der nächsten Seite eine grafische Darstellung des Modellentwurfs „Wunsch nach sozialen Beziehungen, gesellschaftlicher Teilhabe und Normalität“ mit den einzelnen Modellkomponenten abgebildet (Abbildung 6.1.). In den folgenden Kapiteln werden diese dann detailliert erläutert.

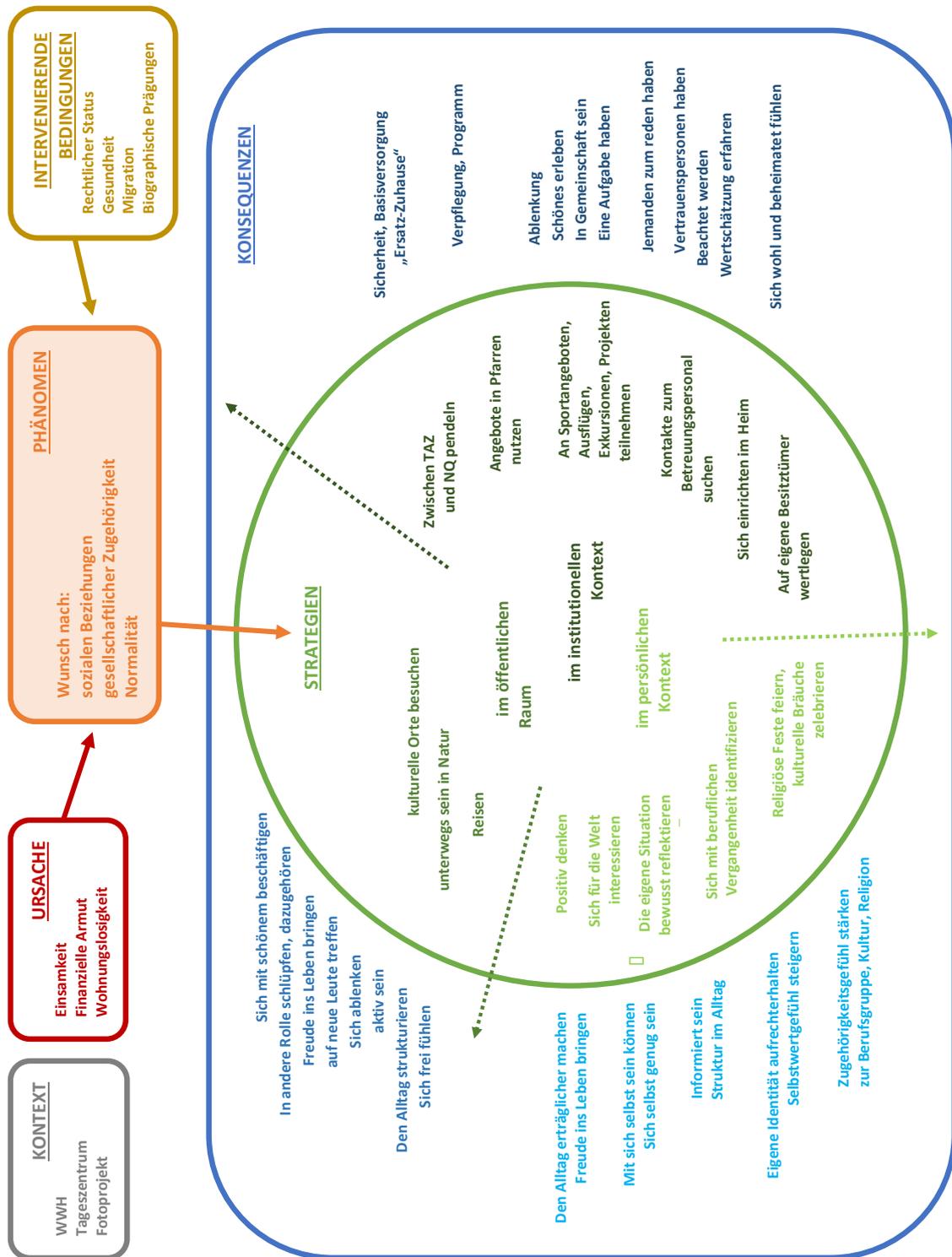


Abbildung 6.1 - Modellskizze des Phänomens "Wunsch nach sozialen Beziehungen, gesellschaftlicher Zugehörigkeit und Normalität"

6.1. Das Phänomen

Wunsch nach: sozialen Beziehungen, gesellschaftlicher Zugehörigkeit, Normalität

Das Phänomen „Wunsch nach sozialen Beziehungen, gesellschaftlicher Zugehörigkeit und Normalität“ beschreibt das subjektiv-emotionale Erleben der aktuellen Lebenssituation der Teilnehmer_innen. Einsamkeit, Mangel an sozialen Beziehungen und Netzwerken und das Gefühl, aus der Gesellschaft ausgeschlossen zu sein, sind zentrale emotionale Aspekte, mit denen sich die Teilnehmer_innen in ihrer aktuellen Lebenslage konfrontiert sehen.

Das Phänomen gliedert sich in drei Dimensionen, welche aus dem Datenmaterial erschlossen wurden: Wunsch nach sozialen Beziehungen, Wunsch nach gesellschaftlicher Zugehörigkeit und Wunsch nach Normalität. Die erste Dimension bezieht sich auf den Wunsch nach sozialen, zwischenmenschlichen Beziehungen und dem Gefühl der Verbundenheit zu diesen. Diese Dimension ist wiederum in drei Kategorien unterteilt, nämlich Wunsch nach einem Gegenüber, Wunsch nach Partnerschaft und Wunsch nach Freundschaft. Die zweite Dimension richtet sich auf den Wunsch nach gesellschaftlicher Zugehörigkeit, die dritte Dimension richtet sich auf den Wunsch nach einem normalen Leben, welches eben soziale Beziehungen und gesellschaftliche Zugehörigkeit inkludiert. Der Wunsch nach Normalität schwang im gesamten Erhebungsprozess latent mit und kristallisierte sich in der Auswertung als zentrales Element heraus. Diese drei Dimensionen stehen in engem Zusammenhang und wirken gegenseitig aufeinander ein.

6.1.1. Dimension der sozialen Beziehungen

Wunsch nach einem Gegenüber

Der Mangel an persönlichen, tragfähigen Beziehungen im Alltag spielt für die Teilnehmer_innen eine große Rolle. Das Leben der Menschen ist geprägt vom Gefühl der Einsamkeit und vom Wunsch und der Sehnsucht nach einem Gegenüber, welches Unterstützung im Lebensalltag bietet und durch das man Wertschätzung und Respekt erfährt. Es geht dabei vor allem um die Interaktion und den persönlichen Kontakt zu einer anderen Person. Ein Beispiel dafür stellt folgender Ausschnitt aus einem Bilddialog über das Thema Freiheit dar:

*„Auch, dass man einander hilft, dass man hilft einander, das gibt mir Freiheit, **ich bin nicht nur solo in dieser Welt. Ich brauche andere Menschen.** Freiheit für mich bedeutet Liebe zwischen Menschen mit Menschen zu respektieren und helfen. Das hilft richtig viel, ob man respektiert und geholfen ist.“
(BD4/179/T8)*

Die Teilnehmerin deutet klar auf die Notwendigkeit der Hilfe von anderen hin um in der Welt überleben zu können. Sie betont den Wunsch nach respektvollem Umgang und Liebe, welche das Leben erleichtern würden und ein Gefühl von Freiheit ermöglichen. Die Notwendigkeit von sozialen Beziehungen und zwischenmenschlichen Kontakte für die Teilnehmer_innen zeigt zudem folgende Passage:

T4: Es kommt nix alleine, jeder braucht die andere, eine Verbindung [...] zum Weitergehen. [...]

T8: Nicht allein, sondern miteinander auch Kontakt haben. (BD4/207-210)

Auch hier liegt die Betonung auf der Notwendigkeit, Verbindungen und Beziehungen zu anderen Menschen zu haben, um „weitergehen“, also überleben zu können. Das menschliche Bedürfnis nach stabilen, verlässlichen und wertschätzenden Beziehungen, welche Hilfe und Unterstützung bieten, liegt diesen Aussagen zugrunde.

Wunsch nach Partnerschaft

Zudem wurde der Wunsch nach einem/einer Partner_in, mit dem/der man eine harmonische Beziehung führt und gemeinsam schöne Momente erlebt, in den Bilddialogen implizit und explizit thematisiert. Der Aspekt des Teilens von Freud und Leid mit einem verbundenen Menschen steht dabei im Vordergrund. Jemanden zu haben, auf dem man sich verlassen kann, der auch in schwierigen Zeiten zur Seite steht und mit dem man diese gemeinsam nach dem Sprichwort „geteiltes Leid ist halbes Leid“ durchmacht, würde die Situation, in der sie sich befinden, emotional entlasten. Folgendes Foto und nachfolgender Textausschnitt stellen ein Beispiel dafür dar. Im Gespräch über folgendes Bild, welches einen Sonnenuntergang aufgenommen aus dem Zimmerfenster eines Notquartiers zeigt, ergab sich ein Gespräch zwischen drei Teilnehmer_innen über die Bedeutung und den Wunsch nach Partnerschaft, Romantik und Harmonie:



Foto 6.1 – T1 Sonnenuntergang

T8: Sie sind eine Sonnenuntergangsträumer. Ja man sollte das normalerweise zusammen anschauen mit jemanden. Vielleicht finden sie eine Frau, um zu zweit das zum Anschauen.

[...]

T1: Vielleicht, weiß mas? (lacht)

T8: Ich hoffe, dass sie finden jemanden.

T3: **Ich suche auch eine Frau.**

T8: Wie bitte?

T3: Ich suche auch eine Frau.

T8: Ja, ich hoffe ihnen auch.

[...]

T8: Aber sie, sie haben ein bisschen träumerische Bilder. Sie sind ein bisschen [...] ich meine sie sind ein bisschen romantisch. Ein bisschen, ein bisschen sind sie romantisch. Ich finde, wenn solche Stimmungen

T1: Ja und? Darf ich das nicht sein?

T8: Das ist sehr positiv! Ja!

T1: Ich bin ein positiver Mensch

T3: Die Menschen sind (.) alle Menschen sind romantisch. (.) Wahrscheinlich Hitler auch war ein romantischer Mensch.

T8: Ja

T1: Da Hitler war da größte Trottel!

T8: Auch. Er war auch. Aber er hatte eine Frau die er liebte. Dann hatte er irgendwelche, eine sentimentale Beziehung mit einer Frau, vielleicht.

T1: Nein, da Hitler

T3: Die Frau ist nicht die wichtige, oder der Mann, ja, für die (.) ja (.) als Mann nicht die Frau nur (.) ja (.) aber auch die Harmonie ja

T8: Ja! Ja ja

(BD3/337-386)

Normative Vorstellungen von menschlichem Verhalten werden in diesem Zitat sichtbar. Sonnenuntergang, Romantik und Partnerschaft sind Begriffe, die automatisch eine Assoziationskette hervorrufen und auch für die Teilnehmer_innen klar miteinander in Verbindung stehen. Die Aussage einer Teilnehmerin, dass Hitler wahrscheinlich auch ein romantischer Mensch war und eine Frau hatte, welche er liebte, wirkt irritierend, doch zeigt

es ein hohes Vermögen an Empathie. Der Wunsch nach einer Partnerin wird von einem anderen Teilnehmer explizit ausgesprochen, welcher aber auch auf die Bedeutung von Harmonie in einer Beziehung hinweist.

Wunsch nach Freundschaft

Der Wunsch nach echten Freundschaften, welche auf Vertrauen basieren, ist für manche Teilnehmer_innen jedoch noch wichtiger als der Wunsch nach einer Partnerschaft. Dies zeigt folgende Aussage einer Teilnehmerin, welche im Gespräch über den Wunsch nach einer Partnerschaft aufkommt:

„Hauptsache ist, dass man Freundschaft hat.“ (BD3/359/T8)

Solche Freundschaften in sozialen Einrichtungen der WWH zu finden, kann sich als sehr schwierig herausstellen, da das Verhältnis untereinander oft geprägt ist von Misstrauen und Angst, was folgender Ausschnitt zeigt:

„Die Leute da draußen [im Tageszentrum], (.) die sind nur oberflächlich freundlich. Wenn wir uns nämlich in der Finsternis begegnen, und alleine sind, ich glaub nicht, dass die dann immer noch so freundlich ist zu mir.“ (PF3/14/T5)

Vor allem in Tageszentren werden, wenn, dann „Zweck-Freundschaften“ eingegangen denn gerade für obdachlose Menschen ist ein Überleben auf der Straße in der Gruppe leichter als alleine.

Es scheint als habe sich das soziale Netzwerk der Teilnehmer_innen also durch die Wohnungslosigkeit auf ein Minimum reduziert bzw. ganz aufgelöst. Nur eine Frau sprach von einer fixen Partnerschaft, auf die sie ihren ganzen Fokus legte. Familienangehörige wie Geschwister und Eltern wurden wenn, dann nur am Rande erwähnt, aber nicht als soziale Ressource gesehen. Eine Frau erzählte in einem Bilddialog von ihrem verstorbenen Sohn, von allen anderen Teilnehmer_innen wird vermutet, dass sie keine Kinder haben.

6.1.2. Dimension der gesellschaftlichen Zugehörigkeit

In den Gesprächen über die Fotos thematisierten die Teilnehmer_innen immer wieder auch ihr subjektives gesellschaftliches Zugehörigkeitsgefühl. Sie fühlen sich von der Gesellschaft durch ihre Notlage ausgeschlossen. Negative Erfahrungen aus der Vergangenheit spielen hier eine ebenso große Rolle wie die subjektive Selbstwahrnehmung der Betroffenen, nicht oder nicht mehr dazuzugehören. Alle Teilnehmer_innen waren ohne aufrechte Erwerbsarbeit, arbeitsunfähig oder im hohen Pensionsalter und bezogen, wenn, Sozialtransferleistungen oder Dauerleistungen. Sie verloren aus unterschiedlichsten Gründen ihren privaten Wohnraum, landeten als Obdachlose auf der Straße und waren nun auf soziale Einrichtungen angewiesen, ein gesellschaftliches Stigma, dass das Selbstbild stark ins Wanken bringt. In einer konsum- und leistungsorientierten, individualisierten Gesellschaft kamen so Gefühle vom „nicht mehr Dazugehören“ auf. Im Zuge der Präsentation der ipsum-Website bei einem Treffen ergab sich ein spontanes Gespräch über ein ipsum-Bild, welches in einem Projekt in Kabul, Afghanistan 2006 entstand. Das Bild zeigt einen obdachlosen Mann auf der Straße sitzend, worauf die Frage nach Glück und gesellschaftlichem Zusammenhalt von einem Teilnehmer folgendermaßen beschrieben wurde:

*Dort [in Afghanistan], der Unterschied ist der, das ist eine **Wir-Gesellschaft, verstehst du Wir-Gesellschaft**, WIR machen es. Wir packen an, gemeinsam irgendwas, was auch immer. Da draußen sitzen nur alles Ich-Menschen, alles Egoisten. Verstehst den Unterschied? [...]
Ich vermute mal das ist ein Hauptproblem in Österreich und speziell, dass mir das immer wieder in Wien auffällt. Du kennst die Aussage „Die Wiener ham an Schme“, ja hams amal gehabt, die Zeiten sind schon lang vorbei, verstehst du? Das war einmal. (PF3/14-16/T5)*

Für den Teilnehmer besteht unsere westliche Gesellschaft aus Egoisten, welche nur an sich selbst denken und nichts für einander tun. Er sieht ein großes Problem in der Individualisierung der Gesellschaft in Österreich bzw. Wien und glaubt sein Glück an einem anderen Ort eher zu finden, an dem sich die Menschen gegenseitig unterstützen. Er wünscht sich einen Neuanfang, welcher aber stark an einen Ortswechsel gekoppelt ist.

Ein anderer Teilnehmer hat das Gefühl, von der Gesellschaft aufgrund seiner finanziellen Armut und seines Status als Ausländer nicht erwünscht zu sein. Er erklärt die gefühlte gesellschaftliche Ablehnung, die ihm wiederfährt, folgendermaßen:

*„Aber Entschuldigung. Ich will nicht die Österreicher beschuldigen, weil die, ich meine, die Beziehung, die zwischen Reich und Arm, das ist sehr (..) In Saudi-Arabien zum Beispiel auch ja. Die sind Araber ja und trotzdem behandeln die auch die Ausländer schlecht. Verstehen sie mich, ich meine nicht nur die Österreicher. Ich habe, als Araber, hab ich Erfahrung.
[...] Die Reich und Arm. Zum Beispiel Saudi ist ein reiches Land ja. Österreicher zum Saudi (..) arbeiten gehen die sind arm. So wie ich, ja. Warum bin ich nach Österreich gekommen? Haupt, ja haupt dem ja, Ich mein nicht nur in Österreich (..) ah das ist so die Beziehung. Arm und Reich immer können nicht zusammen irgendwie näher kommen.“ (BD3/30-32/T3)*

„Arm sein“ und „Ausländer sein“ werden vom Teilnehmer als Gründe für die gesellschaftliche Ablehnung von der österreichischen Mehrheitsgesellschaft gesehen und wirken als unüberwindbar. Jedoch sieht er dieses Problem als ein universelles, welches zwischen Arm und Reich herrscht. Für ihn sei es in der Natur der Sache, dass „arme“ und „reiche“ Menschen nicht gemeinsam leben könnten.

6.1.3. Dimension des normalen Lebens

Der Wunsch nach einem normalen Leben zieht sich implizit und explizit durch das gesamte Datenmaterial und ist eng an die beiden Dimensionen der sozialen Beziehungen und der gesellschaftlichen Zugehörigkeit geknüpft. In der Beschreibung der Strategien in Kapitel 6.5. spiegeln sich eine Reihe von Beispielen für diese Dimension.

6.2. Ursachen: Einsamkeit, (finanzielle) Armut, Wohnungslosigkeit

Die ursächlichen Bedingungen des Phänomens gründen zum einen auf dem Fehlen von tragfähigen, sozialen Beziehungen im Alltag der Teilnehmer_innen. Die Gründe dafür sind unterschiedlich und können nicht näher eingegrenzt werden. Sowohl Migration, Trennungen und Scheidungen, Todesfälle von nahen Angehörigen und Kontaktabbrüche mit dem sozialen Netz aufgrund von Konflikten oder Schamgefühlen können unter anderen als Gründe dafür gelten, dass keine tragfähigen, sozialen Beziehungen im Alltag der Teilnehmer_innen bestehen. Zum anderen fühlen sich die Teilnehmer_innen von der Gesellschaft aufgrund ihrer Lebenslage, welche durch finanzielle Armut und Wohnungslosigkeit geprägt ist, ausgeschlossen und erleben sich als Außenseiter_innen,

welche ihren Platz in der Gesellschaft verloren haben. Dieses Gefühl gesellschaftlicher Exklusion kann durch die Verflechtung mit weiteren intersektionalen Kategorien wie Nationalität, Geschlecht, Einkommen, Rechtsstatus, Gesundheit, Ethnie, Sprache etc. zusätzlich beeinflusst werden.

6.3. Kontext: Fotoprojekt – Tageszentrum – im Netz der WWH

Das beschriebene Phänomen bezieht sich auf wohnungslose Menschen, welche am Fotoprojekt teilgenommen haben, das Tageszentrum regelmäßig aufsuchten und im Rahmen der Wiener Wohnungslosenhilfe WWH Unterstützung erhielten. Wie bereits aus der Beschreibung des Untersuchungssamples hervorgeht, nächtigten zwei Drittel der Teilnehmer_innen im Projektzeitraum entweder in einem Übergangwohnheim (ÜWO), in einem Sozialbetreuten Wohnheim (SOBEWO) oder in einem Notquartier (NQ) und ein Drittel nächtigte auf der Straße. Alle Teilnehmer_innen des Fotoprojekts waren in irgendeiner Form an die WWH angedockt und suchten das Tageszentrum täglich bzw. mehrmals die Woche auf.

6.4. Intervenierende Bedingungen

Im Folgenden werden jene Aspekte, welche sich auf das Phänomen und auf die Strategien im Umgang mit dem Phänomen auswirken können, näher beleuchtet. Wie auch an vorheriger Stelle schon erwähnt, werden hier nur jene Aspekte beleuchtet, welche sich auch im Zuge der Auswertung aus dem Datenmaterial erschlossen haben. Eine vollständige Ausarbeitung aller möglichen intervenierenden Bedingungen kann im diesem Rahmen nicht gewährleistet werden.

6.4.1. Rechtlicher Status

Anspruch auf ein Notquartier?

Ob obdachlose Menschen Anspruch auf einen Schlafplatz in einem Notquartier haben oder nicht, hängt davon ab, ob die Person im Sinne des Wiener Sozialhilfegesetzes anspruchsberechtigt ist oder nicht. Viele Menschen, vor allem aus osteuropäischen Ländern, gelten als nicht anspruchsberechtigt und sind somit in den Sommermonaten auf den öffentlichen Raum angewiesen.¹ In der Analyse der Gespräche und Fotos wurde sichtbar, dass sich dies auch auf die Strategien der Teilnehmer_innen im Umgang mit der Situation und dem Phänomen auswirkte.

Finanzielle Ansprüche?

Alle Teilnehmer_innen waren ohne aufrechter Erwerbsarbeit, somit auch ohne Lohn Einkommen. Zweidrittel bezogen allerdings Geldleistungen wie etwa die bedarfsorientierte Mindestsicherung, einer Dauerleistung, Arbeitslosengeld oder Notstandhilfe. Dieses Einkommen eröffnete andere Strategien im Umgang mit der jeweiligen Situation und dem Phänomen. In den Gesprächen wurde implizit oder explizit immer wieder die Bedeutung von finanziellen Mitteln sichtbar, denn zur Teilhabe am

¹ in den Wintermonaten haben auch nicht anspruchsberechtigte EU-Bürger_innen die Möglichkeit im Rahmen des Winterpakets in einem Notquartier zu nächtigen.

gesellschaftlichen Leben braucht es eben diese. Bei jenen Teilnehmer_innen, welche keine rechtlichen Ansprüche auf finanzielle Unterstützungsleistungen hatten, begrenzte sich auch der Umfang der Strategien.

Besachwalterung

Besachwalterung und die in vielen Fällen damit einhergehende finanzielle Abhängigkeit von anderen Personen stellen einen Verlust der Selbstbestimmung dar. Folgende Aussage einer Teilnehmerin über ihre Besachwalterung zeigt, wie sehr sie unter dieser rechtlichen Einschränkung leidet, welche Auswirkungen dies auf die Teilnahme am gesellschaftlichen Leben mit sich bringt und wie es um ihre familiäre Situation bestellt ist:

*„Reisen ist Freiheit. Aber ich bräuchte für Reisekarten Bankkonten, dass man selber seine eigene Reisekarten kaufen kann. Und diese Verwandtschaft lasst mich unmündig erklärt werden. Mit Menschen die haben mich nie getroffen, oder möchten mit mir nichts zu tun. Die haben irgendwelche Ende November, die treffen einander. Das man unmündig erklärt ist und meine Bankkonto deswegen geleert sind. Und die wechseln Menschen wer ist zuständig. Und ein Rechtsanwalt schreibt, du kannst googeln wer deine Sachen kümmert. Und das ist ein Jahre eine Prozess, man trägt dass ich habs nie gesehen oder getroffen. Das stimmt du bist jetzt unmündig. Das man braucht nicht jemanden kennen lernen und treffen oder so, das irgendwelche Person hat nur gehört dass die Frau (Name) dort braucht unmündig erklärt werden. Hat geklagt, jemanden der hatte keine Interesse mich zu treffen, und dann man schickt irgendwelche Emails, **du bist jetzt unmündig erklärt in deine Abwesenheit**. Du brauchst nicht nach (Land) kommen. Wir nehmen alle deine Sachen, Erben. Seit zwei Jahren ich hab keine Rechte zu meine private Sachen zum Beispiel Schuhe oder.“ (BD4/181/T8)*

Dieses Beispiel gibt also einerseits Aufschluss über die Art der Beziehung zur Familie der Teilnehmerin. Eine durch die eigene Verwandtschaft angeregte Sachwalterschaft und deren Umgangsweise lässt darauf rückschließen, dass die Familienangehörigen kein Interesse an der Frau und ihrem Wohlergehen haben. Die Angehörigen stellen also keine soziale Ressource für die Teilnehmerin dar. Im Gegenteil wirkt es so als würde sich durch ihr Handeln ihre Notlage eher verfestigen. Zudem kann die Teilnehmerin durch die Besachwalterung und die finanzielle Einschränkung weder Geld von ihrem Konto beheben noch auf ihren privaten Besitz zurückgreifen, was die Teilhabe am gesellschaftlichen Leben beinahe unmöglich erscheinen lässt.

6.4.2. Gesundheit

Psychische und physische Erkrankungen kommen gerade bei der Zielgruppe obdachloser und wohnungsloser Menschen überdurchschnittlich oft vor (vgl. u.a. Kellinghaus 2000, Paegelow 2012). Auch die Teilnehmer_innen leiden an unterschiedlichsten Erkrankungen. Sowohl psychische Probleme wie depressive Verstimmungen und schizoaffektiven Störungen als auch chronische körperliche Leiden wie Sehschwächen, Schlafstörungen und neurologische Erkrankungen kommen in der Gruppe vor. Anzunehmen ist, dass diese Erkrankungen einerseits unter anderem ursächliche Bedingungen für den Verlust ihres Wohnraums darstellen, andererseits aber auch erst durch die belastende Situation der Obdachlosigkeit entstanden sind bzw. sich verstärkt haben. Diese Erkrankungen können sich ebenso unterschiedlich auf das Empfinden der jeweiligen Lebenssituation und die jeweiligen Strategien auswirken.

6.4.3. Migration

Mobilität, ortskundig?

Die Analyse der Fotos konnte zeigen, dass jene Teilnehmer_innen, welche bereits vor ihrer Wohnungslosigkeit in Wien gelebt haben, einerseits die Stadt besser kannten und mobiler unterwegs waren. Zudem fiel in den Bilddialogen auch auf, dass diese mehr Kenntnisse über soziale Einrichtungen und Angebote für Wohnungslose hatten. Anhand der Fotos ließ sich ablesen, dass sich diese Personen kreuz und quer durch die Stadt bewegten und sich an unterschiedlichsten Orten aufhielten. Andererseits wurde durch die Bilddialoge und Analyse der Fotos deutlich, dass es für jene Teilnehmer_innen vor allem mit Migrationshintergrund, welche sich erst seit einiger Zeit in Wien aufhielten, durchaus schwieriger erschien, sich in der Stadt frei zu bewegen. Anhand der Fotos einer Teilnehmerin, welche nach ihrer Ankunft in Wien direkt in die Obdachlosigkeit rutschte und auch nicht der deutschen Sprache mächtig ist, wird eine weitaus eingeschränkte Mobilität in der Stadt deutlich (siehe Fotos 6.2. bis 6.4.) Sie fotografierte fast ausschließlich an Orten welche im nahen Umkreis des Tageszentrums lagen wie den Hauptbahnhof, den Wiedner Gürtel und aus der Straßenbahnlinie D, welche vom Hauptbahnhof den Ring entlang bis in den neunten Bezirk fährt. Das lässt darauf schließen, dass sich die Teilnehmerin in ihrem Alltag kaum frei bewegte und hauptsächlich zwischen dem Tageszentrum und ihrem Schlafplatz hin und her pendelte.



Foto 6.2: T6 Hauptbahnhof



Foto 6.3: T6 Wiedner Gürtel



Foto 6.4: T6 Linie D – franz. Botschaft

„weil ich Ausländer bin“

Durch einerseits fehlende Sprachkenntnisse und andererseits kulturelle und ethnische Merkmale erschien es für jene Teilnehmer_innen mit Migrationshintergrund noch schwieriger, sich als Teil der österreichischen Gesellschaft zu fühlen. Dies wird in folgendem Textbeispiel sichtbar. In der Reflexion über die gemachten Erfahrungen beim eigenständigen Fotografieren nennt ein Teilnehmer als Grund für die Schwierigkeiten, die er beim Fotografieren von Menschen hatte, seinen Migrationshintergrund:

I: Sie haben gesagt sie haben viele Menschen fotografiert?

T3: Nein ich MÖCHTE ...

I: Sie möchten Menschen fotografieren.

Ok, und wie ist es ihnen gelungen oder was haben Sie für ein Gefühl? Wie ist es ihnen gegangen beim Fotografieren?

T3: Ah ja ich hab viele Schwierigkeiten gehabt (...) ich weiß nicht, vielleicht weil ich, weil ich Ausländer bin [...]

I: Aber haben sie auch positive Erfahrungen gemacht?

T3: Ah ganz wenig, so ein Tropf, ja (lacht).

[...]

T3: Erfahrung ah hat was bedeutet, wirklich es (...), ich meine ich hab gelesen wie Leute die Ausländer nicht mögen, aber ich hab das mit meinen Augen gesehen ja und das war natürlich für mich eine Überraschung.

(BD3/2-16)

Der Teilnehmer wollte unbedingt Menschen fotografieren, hatte jedoch große Befürchtungen und Selbstzweifel in Bezug auf die Reaktionen der Menschen beim

Fotografieren, die ihn entgegengebracht wurden. Der Wunsch, Menschen zu fotografieren, weist auf sein Interesse am menschlichen Gegenüber hin. Menschen zu fotografieren bedeutet auch in gewisser Weise mit Menschen in Kontakt zu treten, was ihn aber sehr verunsicherte. Er erzählte über ablehnendes Verhalten der Menschen, die er fotografieren wollte, aufgrund seines offensichtlichen Migrationshintergrunds. Jedoch waren gerade auf den Fotos dieses Teilnehmers fast ausschließlich Menschen mit freundlichen Gesichtern zu sehen, woraus gefolgert werden kann, dass er offensichtlich auch Erfolg mit seinem Vorhaben hatte und durchaus auch auf positive Reaktionen stieß. In den Gesprächen über seine Fotos thematisierte er aber vor allem die negativen Empfindungen und Unsicherheiten. Dies lässt darauf schließen, dass für ihn der Aspekt des „Ausländer-sein“ unüberwindbar ist.

6.4.4. Biographische Prägungen

Individuelle Biografische Prägungen bestimmen zu einem großen Teil das Verhalten eines Menschen und dessen Umgang mit Problemen und Situationen. Sowohl positive und negative Erfahrungen in der Vergangenheit als auch kulturelle und religiöse Praktiken wirken sich auf den Umgang der Teilnehmer_innen mit ihrer aktuellen Lebenslage aus. Alltägliche Praktiken, die bereits vor der Wohnungslosigkeit ausgeübt wurden, können Ressourcen in der alltäglichen Lebensbewältigung darstellen und ein breiteres Spektrum an Handlungs- und Gestaltungsmöglichkeiten bieten. Diese spiegeln sich im folgenden Kapitel in den Strategien der Teilnehmer_innen wieder.

6.5. Strategien und Konsequenzen

Die Teilnehmer_innen entwickelten in Bezug auf das Phänomen unterschiedliche Strategien, die sich in ihrem Lebensalltag abwechselten und welche ihnen soziale Kontakte und ein Gefühl von Normalität und gesellschaftlicher Zugehörigkeit eröffneten. In den Beschreibungen der Strategien wird auch die Nutzung von Raum als Mittel zur Organisation ihres Alltags sichtbar. Aus der Analyse ergaben sich grob drei Bereiche zur Gliederung der Strategien: Strategien im Öffentlichen Raum, Strategien im persönlichen Kontext und Strategien im institutionellen Kontext. Diese Unterteilung war für mich einerseits sinnvoll, um die genannten Räume auf ihre Bedeutung für die Teilnehmer_innen hin in den Blick zu bekommen und andererseits kann so auch in der Diskussion der Ergebnisse der Blick auf die Soziale Arbeit gerichtet werden.

Im Folgenden werden diese drei Bereiche und die ihnen zugrundeliegenden Strategien nun anhand von unterschiedlichen, im Projekt entstandenen Bild- und Textmaterialien, veranschaulicht. Die Konsequenzen der einzelnen Strategien wurden im Auswertungs- und Interpretationsprozess erarbeitet und sind nach der Beschreibung jeder Strategie in *kursiv* gesetzt dargestellt.

6.5.1. Strategien im Öffentlichen Raum

Die folgenden Strategien zeigen Formen bewusster Alltagsgestaltungen der Teilnehmer_innen im öffentlichen Raum. Diese Strategien der Teilnehmer_innen zeichnen sich durch einen hohen Grad an Positivität und Aktivität aus. Sie bilden die Teilnehmer_innen als kreativ-gestaltende und handlungsfähige Subjekte ab.

Diese Strategien eröffnen ihnen zum einen Gefühle von Normalität, Glück und gesellschaftliche Teilhabe. Zum anderen bieten diese Strategien auch Möglichkeiten für direkte zwischenmenschliche Begegnungen.

kulturelle Orte besuchen

„Wien ist wunderschön. Erster Bezirk ist eine Wunderbezirk!“

Ein Großteil der Teilnehmer_innen des Projekts fotografierte touristische Orte und Sehenswürdigkeiten Wiens wie etwa Gebäude der Ringstraße, Kirchen, Museen und Denkmäler. In den Bilddialogen wurde immer wieder das Interesse an „Schönem“ betont, vor allem bei Bildmotiven, welche normativ angesehene und schöne Orte wie eben Sehenswürdigkeiten in und um den ersten Wiener Gemeindebezirk zeigen. Folgende Fotos und Aussagen der Teilnehmer_innen geben dazu einen Eindruck:



Foto 6.5: T2 Parlament

**„I hab einfach fotografiert
was schön war.“**

(BD1/4/T1)



Foto 6.6: T2 Naturhistorisches
Museum

**„Ich bin interessiert in
machen diese Fotos und
in historic (.), you know,
ich bin happy, for
machen Foto“**

(BD1/109/T2)



Foto 6.7: T5 Stephansdom

**„Wien ist
wunderschön.
Erster Bezirk ist
eine Wunderbezirk!“**

(BD2/186/T9)



Foto 6.8 T5 Karlskirche

Die Fotos wirken wie „Postkartensujets“ von touristischen Orten und Gebäuden Wiens. Das große Interesse der Teilnehmer_innen, solche kulturellen Orte zu fotografieren, irritierte mich anfangs, da die Aufgabenstellung ja auf das Fotografieren im eigenen Alltag abzielte. Ich hätte mir andere Motive „erwartet“, die salopp ausgedrückt eher die Lebensräume der Teilnehmer_innen abbildeten. In den Bilddialogen und in der Auseinandersetzung mit diesen Fotos überdachte ich meine Erwartungen, mit denen ich das Projekt eröffnete. Mir wurde bewusst, dass die Teilnehmer_innen, ausgestattet mit einer Kamera, eventuell jene kulturellen Orte und Gebäude abbilden wollten, welche von der Gesellschaft als normativ „schön“ empfunden wurden und welche auch sie als schön und als wert, abgebildet zu werden, erachteten. Unklar ist, ob die Teilnehmer_innen diese Orte regelmäßig aufsuchten oder ob sie sich aufgrund der Teilnahme am Fotoprojekt bewusst dorthin begaben um diese zu fotografieren.

➤ *Sich ablenken durch „Schönes“, in eine andere Rolle schlüpfen, dazugehören*

Die Teilnehmer_innen unterhielten sich mit Freude und Faszination über die oben abgebildeten Fotos. Es wirkte als könnten sie durch das Aufsuchen und Fotografieren dieser kulturellen Orte ihre Alltagsorgen für eine gewisse Zeit beiseitelegen und sich eben mit schönen Dingen des Lebens beschäftigen. Zudem wurde mir die Möglichkeit bewusst, dass für sie der Besitz einer Kamera ihnen die Möglichkeit verlieh, in eine andere Rolle zu schlüpfen, in die einer Fotograf_in und/oder Tourist_in. Denn der Umstand, so wie alle anderen Menschen auch an einem touristischen Ort zu sein, um sich von der Schönheit und dem Prunk verzaubern zu lassen und ein Foto davon zu machen, gab ihnen die Möglichkeit ein Gefühl von gesellschaftlicher Teilhabe und Zugehörigkeit zu empfinden. Durch die Praktik des Fotografierens und Staunens konnten sie also Teil des Publikums und somit Teil der Gesellschaft werden. Diese bedeutenden Orte, die als Wahrzeichen Wiens und Österreichs gelten, symbolisieren Macht, Reichtum und Größe, Aspekte, die in ihrem Lebensalltag wahrscheinlich kaum vorkommen. Das Aufsuchen und die Identifikation mit diesen Orten könnte sich somit auch auf ihr Selbstbewusstsein auswirken und ein Gefühl gesellschaftlicher Zugehörigkeit evozieren.

unterwegs sein in der Natur

„Ich gehe immer, jeden Tag spazieren.“

Viele der Teilnehmer_innen fotografierten Grünflächen wie Parkanlagen, den Wienerwald oder die Donauinsel, was darauf schließen lässt, dass diese Orte wichtig für sie sind. Dass vor allem wohnungslose Menschen in hohem Maße auf den öffentlichen und halböffentlichen Raum angewiesen sind, ist allgemein klar, dass sie diesen unter gewissen Umständen auch gerne freiwillig nutzen zeigen folgende Fotos und Zitate. Unternehmungen in der Natur stellen Formen bewusster Alltagsgestaltung dar und schaffen eine Verbundenheit zur Natur und zu sich selbst. Sie eröffnen zudem auch Möglichkeiten mit anderen in Kontakt zu treten.

Ein Teilnehmer unternahm alleine einen Tagesausflug in den Wienerwald und fotografierte auf diesem. Dabei lernte er eine Familie kennen, indem er den Jungen der Familie bat, ein Foto von ihm zu machen und mit welcher er eine Weile herumwanderte.



*Ich liebe Jungle, das ist im
19. Bezirk“ (BD1/109/T2)*

Foto 6.9: T2 Leopoldberg, Blick auf Wien



Foto 6.10: T2 Wanderung

T2: Diese Fotos, ich bin alleine, und hier Kinder und Vater, Mutter. „Bitte kannst du auch machen Fotos von mir?“

Kinder 9 Jahre alt, du machen, komm. I: Sie waren alleine unterwegs und sie haben gefragt, ob er ein Foto machen kann von ihnen?

T2: 9 Jahre alter Junge.

(BD1/111-113)



Foto 6.11: T2 Wanderung im Wienerwald

Wie aus dem Zitat hervorgeht, eröffnete der Besitz der Kamera dem Teilnehmer die Möglichkeit, mit der Familie in Kontakt zu treten und so für eine Weile in Gesellschaft zu sein.

Eine andere Teilnehmerin, welche ein Zimmer in einem Sozialbetreuten Wohnen hat, sprach auch über den Wienerwald und den Prater als Ausflugsziele, welche sie regelmäßig besuchte:

„Der Wienerwald! Ich fahre fast jede Woche in den Wienerwald.

Die Praterallee ist auch wunderschön! Das ist ein Wald in Mitte von der Stadt.“ (BD2/188/T9)

Diese Teilnehmerin beschrieb auch die Wichtigkeit ihrer Tagesgestaltung folgendermaßen:

Ich gehe immer, jeden Tag spazieren. Ich habe die Osteoporose, mir tut weh die Füße, ich habe Tabletten, wenn ich habe große Schmerzen. Ich kann nicht Leben ohne. [...]

Aber so ich bin sehr zufrieden, gehe immer jeden Tag irgendwo draußen. *(BD5/81/T9)*

Ihre gesundheitlichen Probleme scheinen die Teilnehmerin sehr zu belasten. Trotzdem wirkt ihre Schilderung positiv. Die regelmäßigen Spaziergänge scheinen für sie eine wichtige Ressource in ihrem alltäglichen Leben darzustellen, die ihr eine gewisse Art von Routine, Abwechslung und Sicherheit geben.

Auch die Donauinsel stellt in der warmen Jahreszeit eine große räumliche Ressource für obdachlose Menschen dar, wo sie den Tag und teilweise auch die Nächte verbringen. Mehrere der Teilnehmer_innen fotografierten das Donaugewässer, Schwäne aber auch Menschen. Ein Teilnehmer sprach gezielt Leute an, die ihm sympathisch und interessant erschienen, ob er sie fotografieren durfte. Ein Foto des Teilnehmers, welches einen lächelnden jungen Mann auf der Donauinsel abbildet, wurde im Bilddialog thematisiert:



Foto 6.12: T3 Donauinsel junger Mann

T3: Das ist ein junger Mann aus Rumänien, ja. Er ist in Österreich aufgewachsen, ja. Natürlich, er ist ein dynamischer, lebendig, ja. Das ist was mir an ihm gefällt, ja. Und so immer aktiv, ja. So Bewegung.

T8: Ja. Wunderschöne Lachen. Das ist sehr positiv für ihn.

T3: Und schöne Haare hat er. Er gefällt mir einfach. *(BD3/461-463)*

Wie aus dem Zitat hervorgeht hatte der Teilnehmer Information über das Herkunftsland und die Vergangenheit des jungen Mannes, was darauf schließen lässt, dass sie sich länger unterhielten. Der Teilnehmer setzte also auch die Kamera ein, um mit anderen in Kontakt zu treten.

Wieder ein anderer Teilnehmer sprach in einem Bilddialog über seine Erfahrungen, die er während einer Donauschiffahrt gemacht hatte. Der Teilnehmer erzählte über die gute Zeit, die er auf dem Schiff verbracht hatte und über neue Bekanntschaften, die er während seines Ausflugs gemacht hatte:



Foto.6.13: T2 Donauschiffahrt 1



Foto 6.14: T2 Donauschiffahrt 2



Foto 6.15: T2 Donauschiffahrt 3

T2: This is a ship, this a bridge, it makes me good because the engineers makes good. [...] This is the river. I meet him on the ship.

I: And what did you experience on this boat trip?

*T2: **Meeting with people, interesting talk, make also good time.***

I: Yeah you look also very happy on the pictures.

T2: It was 28 euros for the ship, it's not expensive.

I: [...] Do you usually make these kind of trips, do you make this more often or was it the first time?

T2: No no, it was the third time. [...] I love the river, good town, good bridge, good looking people.

This is for me, the money for me, I paid 28 euros. This is (.) I met them. We were together.

I: And you asked them if they could take a picture? Yeah you look very happy. (BD2/18-33)

Im Gespräch betonte er auch, dass er die 28 Euro, welche er für das Ticket bezahlt hatte, eben für sich ausgegeben hatte, um eine schöne Zeit zu verbringen.

➤ *Sich ablenken, auf Leute treffen, die Natur genießen*

Wie aus den obigen Beispielen hervorgeht scheinen öffentliche Grünflächen eine wichtige Funktion für die Teilnehmer_innen zu haben. Sie bieten konsumfreien Zonen, welche zum Verweilen einladen. Hier haben sie die Möglichkeit, sich von ihren alltäglichen Problemen abzulenken, in der Natur Kraft zu tanken und zur Ruhe zu kommen. Zudem ergeben sich Möglichkeiten, auf andere Leute zu treffen und neue Bekanntschaften zu machen, nett zu plaudern und eine schöne Zeit zu verbringen. Es wirkt so als ob der Aufenthalt in der Natur ihnen ein Gefühl von Normalität und gesellschaftlicher Teilhabe ermöglicht. Spaziergänge und Ausflüge bieten den Teilnehmer_innen also eine sinnvolle Beschäftigung und geben ihnen auch eine gewisse Struktur im Alltag.

Reisen

„Freilich nur außerhalb Wien gibts auch Leben. Das ist nicht die einzige Platz in die ganzen Welt. Es gibt auch Menschen, die haben gerne Budapest, oder Paris“

Bis Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts wurden obdachlose Menschen oft als Vagabunden bezeichnet, Landstreicher und Nichtsesshafte, welche von einem Ort zum nächsten zogen. Dieses Bild von Obdachlosigkeit hat sich heute sehr gewandelt. Kaum einer würde heute dieses Bild mit obdachlosen Menschen assoziieren. Eine Teilnehmerin zeichnete sich jedoch durch ihre ungewöhnliche Reiselust aus. Sie reiste während und auch nach dem Projekt mit Zug und Bus quer durch Österreich und ganz Europa, was aus ihrem Bildmaterial und den Gesprächen hervorging. Insgesamt wurden von der Teilnehmerin 2554 Fotos mit einer Digitalkamera gemacht, welche sie mir in den Treffen übergab um eine Auswahl ausdrucken zu lassen. Darunter befanden sich Aufnahmen aus vielen europäischen Städten wie Rom, Venedig, München, Paris und London, welche sie mit dem Zuge bereiste:



Foto 6.16: T8
Olympiaturm, München



Foto 6.17: T8 London Bridge, London



Foto 6.18: T8
Eiffelturm, Paris

Über ihre Gründe zu Reisen sprach sie in den Bilddialogen sehr wenig. Sie wählte aber für die Bilddialoge vor allem Fotos aus, auf denen für sie ansprechende Formen und Elemente abgebildet waren. Oft fotografierte sie Details wie Steine, Skulpturen, Spalten im Asphalt und Formen, wie es folgender Ausschnitt zeigt:

*„Und diese Totenmaske war auf Wand in Kirche, außerhalb einer Kirche in **Rom**. Und dieses war in **Tirol**. Ja und Vater und Kind ist beim Hauptgebäude **BBC in London**. Und das ist **Ötztal**, ein Baum, ich finde ganz weiblich irgendwie.“ (BD3/239/T8)*



Foto 6.19: T8
Totenmaske, Rom



Foto 6.20: T8 Vater und
Kind, London



Foto 6.21: T8 Baum,
Ötztal

Immer wieder kam sie in den Gesprächen auf Themen wie Weiblichkeit, Identität und Familie. Es schien, als ob sie diese Themen sehr beschäftigten und biografische Bezüge zu ihrer Vergangenheit darstellten. Es schien so als ob sie auf der Suche nach familiären Wurzeln und der eigenen Vergangenheit war.

Aus den Fotos und den Gesprächen kam zudem hervor, dass sie auf ihren Reisen entweder in caritativen Einrichtungen, günstigen Herbergen oder im Freien nächtigte. In Venedig fand sie beispielsweise in der Caritas Veneziana einen Schlafplatz. In Tirol nächtigte sie in einer Herberge. In Paris verbrachte sie die Nacht auf der Straße in einem Park nahe dem Pariser Riesenrad, wie auf folgenden Fotos zu sehen ist:



Foto 6.22: T8 Caritas, Venedig



Foto 6.23: T8 Herberge in Roppen, Tirol



Foto 6.24: T8 Park in Paris am morgen

Wien gilt als derjenige Ort, an dem sie immer wieder zurückkommt. Die Teilnehmerin kennt die soziale Landschaft Wiens sehr gut und nützt alle möglichen Einrichtungen der WWH wie Tageszentren und Notquartiere, wenn sie sich in der Stadt aufhält. Notquartiere für Frauen wie das Haus Hermes vom Roten Kreuz, das Nachtquartier HG5 vom FSW und das FrauenWohnZentrum der Caritas kommen in ihren Fotos vor:



Foto 6.25: T8 NQ Haus Hermes



Foto 6.26: T8 NQ HG5



Foto 6.27: T8 NQ HG5

Es wirkte als konnte sich die Teilnehmerin, egal wo sie sich befand, mit nur wenig finanziellen Mitteln über Wasser halten. Ihre Fähig- und Fertigkeiten, mit neue Situationen kreativ umzugehen stellte eine enorme persönliche Ressource in ihrer positiven Alltagsbewältigung dar.

➤ *sich als Reisende und frei fühlen, die Hoffnung nicht verlieren*

Reisen kann für obdachlose Menschen bedeuten, sich autonom, handlungsfähig und selbstbestimmt zu fühlen. Eine Reisende zu sein wirkt einerseits auf andere interessant und andererseits kann so auch für sich selbst ein Selbstbild geschaffen werden, welches durchaus positiver konnotiert ist als das einer obdachlosen Person. Die Entscheidung zu reisen wird bewusst getroffen, obdachlos zu sein hingegen wird als ungewollt angesehen. Ein/eine Reisende_r zu sein beinhaltet aber auch das „auf der Suche sein“ und den eigenen Platz zum Bleiben noch nicht gefunden zu haben, was für obdachlose Menschen doch sehr nachvollziehbar klingt. Reisen kann demnach als einzige Lösung gesehen werden, aus der prekären Situation herauszukommen, denn ein Ortswechsel kann Hoffnung auf neue Chancen und einen Neuanfang bieten.

6.5.2. Strategien im persönlichen Kontext

Folgende Strategien beinhalten zum einen psychologische Strategien und zum anderen konkrete Handlungsstrategien, welche die Teilnehmer_innen dazu befähigten, mit ihrer Lebenssituation besser umzugehen. Diese Strategien wirken ebenfalls sehr positiv und ermöglichen es den Teilnehmer_innen, ihre eigene Identität zu stärken und Gefühle gesellschaftlicher, beruflicher, kultureller und religiöser Zugehörigkeit herzustellen.

▪ Positiv Denken

„Dann ich bin immer glücklicher als ich rausgeschmissen bin im Zug.“

Während der Projekttreffen und auch in der Analyse des Datenmaterials viel immer wieder die beeindruckende positive Grundhaltung der Teilnehmer_innen in ihren Erzählungen auf. Sie erzählten vor allem von freudvollen Erlebnissen und schönen Momenten und betonten wie glücklich sie sich fühlten. Eine Teilnehmerin beispielsweise erzählte von einem schönen Erlebnis, welches sich aufgrund Schwarzfahrens ereignete:

Tullnerfeld ist wunderschön. Ich war rausgeschmissen [aus dem Zug], ich war ohne Fahrkarte (lacht). [Beim] Hinfahren, es war wunderschön. Dort war eine unglaublich wunderschöne Glückskäfer, Ich war total (.) glücklich. Ich bin dort in frische Luft, in Sonnenschein gewesen, mit diese kleinen Glückskäfer. [...] Ja, ja. Und ich war mit denen total glücklich, halbe Stunde oder so, dann konnte ich weiterfahren. Und zurück hab ich Reisekarte gehabt. [...] Tullnerfeld war halbes Weg nach St. Pölten. Dann ich bin immer glücklicher als ich rausgeschmissen bin im Zug. Immer es lohnt sich richtig! [...] Weil man findet neue Orte! Dass man keine Pläne hat die kennen zu lernen! [...] Ich wünsche, dass sie auch rausgeschmissen werden! Man findet neue Orte, richtig! [...] Tullnerfeld war wunderschön!“ (BD4/8-28/T8)

Die Teilnehmerin berichtete von solch einer Positivität und Freude über ihren Rausschmiss aus dem Zug aufgrund fehlender Fahrkarte, welche nur schwer zu fassen war. Andere wären wohl eher verärgert darüber gewesen, in Tullnerfeld den Zug verlassen zu müssen. Sie jedoch transformierte dieses negative Erlebnis in etwas Positives, was ihr half, die Zeit zu überdauern.

➤ *Den Alltag erträglicher machen, Freude ins Leben bringen*

Durch eine positive Grundhaltung gelang es den Teilnehmer_innen, sich ihren Alltag zu erleichtern und Freude in ihr Leben zu bringen. Diese positive Grundhaltung und Lebenseinstellung zeichnet sich in vielen Zitaten ab, welche in den Beschreibungen des Phänomens vorkommen. Sie kann als zentrale Strategie unter den Teilnehmer_innen gesehen werden und bezieht sich auf alle genannten Strategien.

▪ Sich für die Welt interessieren

„Vielleicht morgen sterbe ich aber heute ich will wissen was geht in der Welt“

Durch den Konsum von Medien wie Zeitungen, Fernsehen oder Radio können sich die Teilnehmer_innen über die Geschehnisse der Welt informieren. Eine Teilnehmerin aus einem SOBEWO berichtete über die Bedeutung von Radio und Fernsehen folgendes:

„Interessiert mich alles. Ich schaue Fernsehen, ich habe gekauft für mich schöne Fernseher um 300 Euro und ich schaue fern. Wenn ich Augen aufmache, mache ich Radio, zick, Radio

Niederösterreich habe ich immer die ganze Zeit. Und interessiere mich für viele Sachen. Egal wie lang ich leben. Vielleicht morgen sterbe ich aber heute ich will wissen was geht in der Welt.“
(BD5/81/T9)

➤ **Informiert sein, Struktur im Alltag, Gefühl gesellschaftlicher Zugehörigkeit**

Aus der Beschreibung der Teilnehmerin geht hervor, dass sie über Fernseher und Radio tägliche Informationen über die Geschehnisse des Landes und der Welt bezieht, welche für sie auch einen wesentlichen Aspekt ihres Lebens ausmachen. Zudem bietet ihr das Radio hören eine gewisse Tagesstruktur und Routine und lässt ein Gefühl von Angebunden sein an das Leben aufkommen, was sich positiv auf das gesellschaftliche Zugehörigkeitsgefühl auswirken kann.

▪ **Die eigene Situation bewusst reflektieren**

“You can always choose to be in a relationship with you”

Die Fähigkeit, über sein Leben auf einer abstrakten Ebene nachzudenken und darüber zu reflektieren, kann Menschen dazu befähigen, neue Denk- und Handlungswege zu erschließen, um mit ihrer Situation besser umgehen zu können. Ein Teilnehmer setzte sich in einem selbstverfassten Gedicht ganz bewusst mit dem Thema Einsamkeit in seinem Leben auseinander und entwickelte darin einen Lösungsansatz, der ihm dabei helfen sollte, diese zu überwinden. Das Gedicht schrieb er auf die Rückseite eines Kassabelegs und übergab mir dieses nach einem Gruppentreffen:

„You will never reach your destination if you stop to throw stones at every dog that barks.

- Writing is thinking
- Thinking is writing

When you choose to be in a relationship with you – you are sad together with you.

- You are mad with you
- You are glad with you
- You are afraid with you

You know that you are alone because you are you

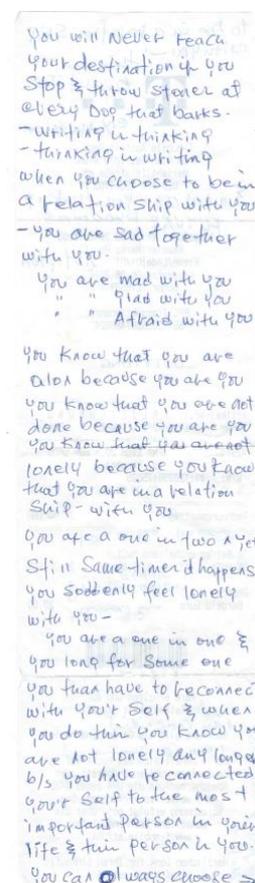
You know that you are not done because you are you
You know that you are not lonely because you know that you are in a relationship – with you

You are a one in two ^yet
Still same times it happens you suddenly feel lonely with you –
You are a one in one
You long for some one

You than have to reconnect with yourself when you do this you know you are not lonely any longer b/s [because] you have reconnected yourself to the most important person in your life - this person is you.

You can always choose to be in a relationship with you – this is beautiful “ (T2)

Abbildung 6.2: T2 Gedicht



Diese bewusste Auseinandersetzung des Teilnehmers mit seinen Gefühlen in diesem Gedicht zeigt ein hohes Maß an Selbstreflexion. Der Teilnehmer beschreibt die Herausforderungen im Alltag, das Gefühl der Einsamkeit zu überwinden indem er sich seiner selbst als ihn am nächsten stehende Person bewusst wird und somit die Kraft, weiterzumachen aus sich heraus schöpft. Das Gedicht wirkt sehr hoffnungsvoll und positiv, beschreibt aber auch den Kampf im Umgang mit der Einsamkeit.

➤ *Sich selbst genug sein*

Die Bewusstmachung der Beziehung zu sich selbst in einer Lebensphase, in der keine stabilen Beziehungen zu anderen Menschen existieren, ermöglicht es dem Teilnehmer, mit fehlenden sozialen Beziehungen besser umzugehen. Im Gedicht geht um die Erkenntnis über das eigene selbst, das (Wieder-)finden der Verbindung und Liebe zu sich selbst, zum eigenen Körper, Geist und Seele. Somit gelingt es ihm, mit dem Gefühl von Einsamkeit besser umzugehen bzw. es zu überwinden.

▪ **sich mit beruflichen Vergangenheit identifizieren**

„Ich bin von Herzen Notfallsanitäter“

Keine und keiner der Teilnehmer_innen war zum Zeitpunkt des Projekts in einem legalen, aufrechten Arbeitsverhältnis. Interessanterweise spielte aber der ehemals erlernte Beruf in den Gesprächen eine wesentliche Rolle in Bezug auf ihre Selbstwahrnehmung und ihr Selbstbild. Der folgende Ausschnitt zeigt die Identifikation eines Teilnehmers mit seiner früheren beruflichen Tätigkeit als Notfallsanitäter beim Roten Kreuz:



T1: Entschuldigung, aber ich hab das rote Plus getragen, und das rote Plus heißt rotes Kreuz.

T8: Das weiß ich nicht, ich sehe das jetzt nicht durch ihre Kleidung.

T1: Nein ich hab das rote Kreuz in meinem Herzen inmitten drin. Ich bin von Herzen Notfallsanitäter. Ich bin beim Roten Kreuz.[...] Wir habn sieben Grundsätze. Und die leb ich.

I: Welche sind das? Wissen sies auswendig?

T1: Neutralität, Einheit, Freiwilligkeit, Unparteilichkeit, Unabhängigkeit, Universalität, und des wors.

(BD3/286-289/366-368)

Foto 6.28: T1 Ambulanzfahrzeug

➤ *Die eigene Identität stärken, Selbstwertgefühl steigern, sich zu einer Berufsgruppe zugehörig fühlen*

Immer wieder sprach der Teilnehmer in den Bilddialogen stolz über seine Tätigkeit beim Roten Kreuz. Es schien als würde die starke Identifikation mit dieser Organisation sein Selbstwertgefühl und seine Identität stärken. Dadurch konnte er sich einer Gruppe zugehörig fühlen, zu der er im realen Leben keinen Kontakt mehr hatte, deren Werte und gesellschaftliches Ansehen aber jedem bewusst und vor allem positiv konnotiert sind.

- **Religiöse Feste feiern / kulturelle Bräuche zelebrieren**

„Vor eine Jahr war ich auch Heilige Abend schöne erste Bezirk im Restaurant wie eine große Dame“

Das zelebrieren religiöser Feste und kultureller Praktiken kann Menschen Freude aber auch Struktur, Halt und Orientierung geben.

Ein Beispiel für die Bedeutung von religiösen Festen wie Weihnachten zeigt folgendes Textausschnitt einer Teilnehmerin, welche im vorhergehenden Jahr obdachlos war, jetzt aber ein Zimmer in einem SOBEWO bewohnt. In dem Gespräch erzählt sie darüber, wie sie das Jahr den Heiligen Abend verbracht hatte:

T9: Vor eine Jahr war ich auch Heilige Abend schöne erste Bezirk im Restaurant wie eine große Dame.

I: Genau das haben sie mir erzählt. Da kann ich mich noch erinnern! [...]

T9: Voriges Jahr ich war so arm, ohne Dach über den Kopf, so bin ich gekommen in Restaurant. Ich weiß nicht wie heißt das in ersten Bezirk. So rote schöne und das ist für Weihnacht für heiligen Abend. Und er hat gesagt „Grüß Gott gnädige Frau!“ und ich habe gedacht „um Gottes Willen obdachlose Frau!“ (lacht) aber das war schön, und heuer weiß ich nicht. Aber mache ich schön. (BD5/81-87)

Obwohl die Teilnehmerin damals kaum finanzielle Mittel besaß, ließ sie es sich nicht nehmen, zu Weihnachten in einem guten Restaurant im ersten Bezirk zu essen. Es scheint, als bedeutete ihr dieses religiöse Fest sehr viel und als wollte sie es sich auch aufgrund ihrer finanziellen Notlage nicht nehmen lassen, diesen Abend schön zu verbringen.

Ein anderes Beispiel für die Bedeutung kultureller Bräuche zeigt folgende Erzählung der gleichen Teilnehmerin:



Foto 6.29: T9 Barbarazweige

[...] Da war Barbara, heilige Barbara war 4. Dezember. Bei uns in Polen und da in Österreich auch, in Deutschland, in Mitteleuropa, wir nehmen die Kirschzweige. [...]

Ja und ich habe gekauft die Kirschzweigerl und schön geblüht und gestern hab ich Bonbons gekauft wie diese. So große, wie dies, ja, und hab ich geschmückt. Und heute ist die U. (Betreuerin) gekommen zu mir ins Zimmer. Sie wollte mir was sagen, und hat geschaut die Kirschblüte, war so schön und noch geschmückt ist mit so eine rote, genau so eine. Sie hat gesagt, wissen sie, Frau (Name). darf ich machen Foto? Ich hab gesagt „Ja bitteschön“, hat sie gemacht Foto [...] Aber sie hat gesagt „niemand hat sowas im Zimmer!“ Ich habe solche blöde Ideen (lacht).

(BD5/73-77/T9)

Das Schmücken des Wohnraums mit Kirschzweigen ist für die Teilnehmerin ein Brauch, der ihrer Aussage nach in Polen, Österreich und Mitteleuropa praktiziert wird. Es kann sein, dass sie sich dadurch zu ihrer Heimat Polen und ihrer Kultur verbunden fühlt. Auch wirkt ihrer Erzählung nach das Gestalten ihres Zimmers als Beziehungsöffner zu den Betreuer_innen, denn Zimmerbesuche von Betreuer_innen und der Einrichtungsleitung scheinen keine Seltenheit zu sein. Es scheint als bestehe eine intensive persönliche Beziehung zwischen dem Betreuungspersonal und der Teilnehmerin.

➤ *Aufrechterhaltung von Normalität, religiöse und kulturelle Zugehörigkeit herstellen*
 Im Zelebrieren von kulturellen und religiösen Praktiken kann Normalität und auch religiöse bzw. kulturelle Zugehörigkeit hergestellt werden, denn in all diesen Praktiken geht es auch darum, sich in der Gesellschaft zu verorten, sei es zu einer gewissen Person, Gruppe, Kultur oder Religion. Zudem können auch soziale Beziehungen über solche Praktiken hergestellt werden.

6.5.3. Strategien im institutionellen Kontext

Die folgenden Strategien beinhalten Handlungsoptionen der Teilnehmer_innen im institutionellen Kontext. Sie zeigen, wie unterschiedlich die Teilnehmer_innen institutionelle Räume und deren Angebote nutzen und welche Möglichkeiten sich dadurch in Bezug auf die Etablierung sozialer Kontakte und gesellschaftlicher Teilhabe ergeben. Die Umsetzung einiger Strategien hängt von der Anspruchsberechtigung bzw. der Wohnsituation (Straße, NQ, ÜWO, SOBEWO) der Teilnehmer_innen ab. Einige Strategien beziehen sich also explizit auf Teilnehmer_innen, welche in einer sozialen Einrichtung nächtigen bzw. einen Dauerwohnplatz hatten. Die Teilnehmer_innen haben also je nach rechtlichen Status unterschiedliche Gestaltungs- und Handlungsmöglichkeiten in ihrem Alltag in institutionellen Räumen.

- **Zwischen TAZ und NQ pendeln**

„Na wirklich draußen bin i net“

Niederschwellige soziale Einrichtungen für wohnungslose Menschen wie das Tageszentrum bieten Betroffenen einen Ort, an dem sie sich tagsüber in einem geschützten Raum ausruhen können. Für viele wohnungslose Menschen stellt das Tageszentrum den zentralen Aufenthaltsort dar. Anspruchsberechtigte Personen im Sinne des Wiener Sozialhilfegesetzes können zudem in Notquartieren nächtigen. Viele pendeln nur von der einen in die andere Einrichtung und halten sich kaum im Freien auf. Einer Teilnehmerin ergeht es ebenso. Sie hatte sich für die Teilnahme am Fotoprojekt angemeldet und beim ersten Frauentreffen eine Kamera erhalten doch schon beim nächsten Treffen retournierte sie diese wieder mit der Begründung, sie hätte keine Ideen für mögliche Fotomotive mehr:

T7: Na i wollt ihnen des [Kamera] geben, weil mir fällt nichts mehr ein zum Fotografieren.

I: Also sie wollen nicht mehr weitermachen?

T7: Es ist sinnlos irgendwie, weil ich tu nicht mehr weiter. Sie liegt nur mehr noch daheim im Schrank [NQ] und dort liegt sie blöd. Nein mir fällt nichts mehr ein, weil die ganzen Hausbetreuer von der Hermes [NQ] sagen alle „nein ich will nicht fotografiert werden, was geht mich so ein Projekt an? Wer weiß welche fremden Leute das sehen?“ De san olle so wäää wuki (schreit).

I: Und draußen sind's nicht unterwegs?

T7: Ja da vergess' ich dann auch zu fotografieren, wenn ich draußen unterwegs bin (lacht).

Na wirklich draußen bin i net.

(BD1/182-186)

- **„Ersatz-Zuhause“, Sicherheit, Basisversorgung, soziale Kontakte**

Die Teilnehmerin wirkt im Gegensatz zu anderen Projektteilnehmer_innen eher antriebslos. Als potenzielle Fotomotive erwähnt sie nur die Hausbetreuer aus dem Notquartier. Es scheint als wären diese ihre einzigen sozialen Ressourcen. Da sie sich nicht viel „draußen“ aufhält, kommt sie auch auf keine weiteren Motive. Das Notquartier bezeichnet sie als ihr „daheim“, eine Zuschreibung, die eventuell Halt und Normalität gibt und eben auch eine Form von sozialer Anbindung ermöglicht. Tageszentren und Notquartiere bieten Betroffenen also nicht nur Sicherheit und Verpflegung, sondern auch eine gewisse Art von „Ersatz-Zuhause“, in welchem soziale Kontakte vor allem zum Betreuungspersonal etabliert werden können.

- **Angebote in Pfarren nutzen**

„da gibts immer am Donnerstag Kaffee und Kuchen und Brote, belegte Brote“

Pfarren stellen ebenfalls eine wertvolle Ressource für von Armut betroffenen Menschen dar. Manche Pfarrheime bieten an gewissen Tagen kostenlose Verpflegung an. Ein Teilnehmer erzählt im Gespräch über seine Fotos über die Angebote des Pfarrzentrums Altlerchenfeld im 7. Bezirk, welche er regelmäßig nutzt:

„Das ist in der Lerchenfelder Straße. Das ist von der Räumlichkeit angeblich die drittgrößte Kirche von Wien. Die größte ist die Stephanskirche, die zweitgrößte ist die Votivkirche und die drittgrößte ist diese. Da um die Ecke gibts das Pfarrzentrum, da gibts immer am Donnerstag Kaffee und Kuchen und Brote, belegte Brote. Von der Pfarrgemeinde Altlerchenfeld, am Nachmittag, die Anschrift ist Mentergasse. Es gibt hier Chorproben, Ostern, Pfingsten, Weihnachten, gibt's irgendwelche Chorproben. Die Leute, die singen können und die Leute, die singen wollen, gehen dorthin.“

(PF2/28-29/T5)



Foto 6.30: T5 Kirche Altlerchenfeld

Aus diesem Textausschnitt geht neben der Beschreibung der Angebote des Pfarrzentrums auch das spezifische Wissen des Teilnehmers über die größten Kirchen Wiens hervor, was auf historisches und/oder religiöses Interesse schließen lässt und auch die Strategie „sich für die Welt interessieren“ zutrifft.

- *Verpflegung, Programm, soziale Kontakte*

Es wirkt als wäre der Teilnehmer gut über die Angebote der Pfarre und Aktivitäten im Jahreskreis informiert. Durch das Aufsuchen des Pfarrzentrums erhält er Speisen und Getränke. Da er das Pfarrzentrum regelmäßig besucht ist anzunehmen ist, dass er Mitglieder aus der Kirchengemeinde kennt, welche ihn willkommen heißen und ihn in die Kirchengemeinschaft aufnehmen.

- **Sportangebote nutzen**

„Dehnungsübungen, Völkerball, Fußball, Volleyball, da kann man alle möglichen Sachen machen.“

Durch Angebote von sozialen Einrichtungen können obdachlose und wohnungslose Menschen an sportlichen Aktivitäten teilnehmen. Im Anschluss an das Gespräch über die Angebote der Pfarrkirche erzählt der gleiche Teilnehmer über ein Foto, welches einen Turnsaal zeigt, folgendes:

Bis vor einem Monat war ich immer dort [im Pfarrzentrum]. Jetzt gibt es ein Alternativprogramm. Es gibt einen Turnsaal zum Turnen gehen, da kann man Tischtennis spielen, Rückengymnastik, Dehnungsübungen, Völkerball, Fußball, Volleyball, da kann man alle möglichen Sachen machen. Aber da gibt's eine Zeitüberschneidung, die Turnhalle geht los um 16.30 beim Vienna International Center. (PF2/30/T5)



Foto 6.31: T5 Turnhalle

➤ *Ablenkung, Normalität, Aktivität, soziale Kontakte*

Es scheint als würde die Vielfalt an Angeboten in der Turnhalle dem Teilnehmer die Freiheit geben, alle möglichen Sportarten auszuprobieren. Tischtennis, Völkerball und Fußball sind Spiele, welche nur im Team gespielt werden können. Es ist anzunehmen, dass der Teilnehmer in der Turnhalle also Kontakt mit anderen Personen hat. Das gemeinsame Spielen kann auch ein Zugehörigkeitsgefühl zur Sportgruppe entstehen lassen.

▪ **an Ausflügen und Exkursionen teilnehmen**

„ich bin glücklich mit dieses Foto! [...] Schöner Ausflug war.“

Manche Einrichtungen der WWH wie Wohneinrichtungen oder Tageszentren bieten ihren Klient_innen kostenlose Museumsbesuche, Ausflüge und Exkursionen innerhalb Wiens oder zu nahegelegenen Orten an. Eine Teilnehmerin fotografierte bei einem Ausflug zum Schloss Laxenburg, welcher von ihrer Wohneinrichtung aus organisiert wurde:



Foto 6.32: T9 Laxenburg 1



Foto 6.33: T9 Laxenburg 2



Foto 6.34: T9 Laxenburg 3



Foto 6.35: T9 Laxenburg 4

T9: Das war eine Reise, in Laxenburg Museum.

I: Und mit wem waren sie dort?

T9: Mit unsere ganze Caritas. [...] Und da war regnerisch, nicht schön aber, trotzdem die Foto (lacht), ich bin so glücklich! Das ist schön. Und das ist so eine Express-Tramway. Der fährt in den Park.

I: Ok und mit der sind sie dann gefahren?

T9: Ja in diese Museum. Und da ist unsere Herr Betreuer. Habe ich noch eine Foto von ihm gemacht! [...] Aber ich bin glücklich mit dieses Foto! [...] Schöner Ausflug war.

(BD5/49-63)

➤ *schöne Momente erleben, gesellschaftliche und kulturelle Teilhabe ermöglichen, soziale Kontakte zu Betreuungspersonal, ein Gemeinschaftsgefühl entwickeln*

Ausflüge wie dieser können für obdachlose und wohnungslose Menschen eine wichtige Ressource darstellen. Einerseits haben diese Menschen dadurch die Möglichkeit, neue Orte kennen zu lernen die ihnen aufgrund der Erreichbarkeit oder ihrer beschränkten finanziellen Mittel sonst verwehrt bleiben würden. Solche Ausflüge bringen eine willkommene Abwechslung in den Alltag der Menschen, die sich sonst die meiste Zeit im Tageszentrum aufhalten. Sie bieten ein Stück Normalität und gesellschaftliche bzw. kulturelle Teilhabe. Aus dem Zitat geht hervor, dass sich die Teilnehmerin zur Caritas sehr verbunden fühlt. Konkret erwähnt sie einen Betreuer, den sie fotografierte und der ihr offenbar sehr am Herzen liegt. Es wirkt als können solche Angebote neue Begegnungsräume zwischen Klient_innen und dem Betreuungspersonal schaffen und einen Austausch auf persönlicher Ebene fördern.

- **an längerfristigen partizipativen Projekten teilnehmen**

„Und jetzt ham wir schon Salat und Radieschen“

Die Teilnahme an länger andauernden partizipativen Projekten, welche von sozialen Einrichtungen der WWH angeboten werden, ermöglicht den Betroffenen, sich über einen längeren Zeitraum in einer Gruppe gemeinsam zu engagieren. Zwei Teilnehmer, welche beide bei einem Gartenprojekt im Tageszentrum aktiv waren, fotografierten das selbst gebaute Kräuter- und Gemüsebett und äußerten sich beim Präsentieren ihrer Bilder sehr stolz darüber:



Foto 6.36: T1 Gartenprojekt 1



Foto 6.37: T5 Gartenprojekt 2



Foto 6.38: T5 Gartenprojekt 3



Foto 6.39: T1 Gartenprojekt 4

*„Und das ist unser Garten. Die Tomaten hab ich abgezählt! [...] Keine einzige Tomate fehlt, keine einzige! Ich habs alle gezählt!“
(BD2/89/T1)*

*T1: Ach übrigens, auch bei der Gartengruppe dabei?
T7: Eigentlich schon, ich hab nämlich das ganz zusammengezimmert, stell dir vor! (lacht)
T1: Und ich gieße das ganze jetzt, stell dir vor!
T7: Ich hab gsagt ich gieße nicht, ich kann nicht gießen weil sonst hab ich alle Pflanzen umgebracht.
(BD1/168-171)*

*„Und jetzt ham wir schon Salat und Radieschen.“
(BD3/326/T1)*

- *eine Aufgabe haben, gebraucht werden, in Gemeinschaft/einer Gruppe sein, Kontakte zu Betreuungspersonal*

Angebote wie das Gartenprojekt ermöglichen es den Klient_innen, einer Aufgabe und einer sinnvollen Beschäftigung im Alltag nachzugehen, welche ihnen Freude bereitet und ihnen auch Verantwortung abverlangt. Denn die Pflanzen müssen regelmäßig gegossen werden, damit sie auch Früchte tragen und geerntet werden können. Solche kleinen Erfolge können das Selbstwirksamkeitsgefühl aufbauen und kleine Freuden in den Alltag bringen. Immer wieder wird in den Bilddialogen von den am Gartenprojekt teilnehmenden Personen die „Gartengruppe“ erwähnt, der sie angehören. Es wirkt als würden solche Angebote auch zur Etablierung eines Gruppengefühls beitragen und die Beziehung zwischen Betreuungspersonal und Klient_innen stärken.

- **Auf eigene Besitztümer wertlegen**

„Mein Kühlschrank, meine Kaffeemaschine, mein Luxus“

Menschen definieren sich oftmals durch ihren Besitz und materielle Güter. Ohne eigenen Wohnraum kann aber auch nur schwer Besitz verwahrt und gesichert werden, deswegen reduziert sich der Besitz von Materiellem im Leben von wohnungslosen Menschen auf ein Minimum und das, was ihnen bleibt, gewinnt an Bedeutung. In Tageszentren gibt es die Möglichkeit, wichtige Gegenstände in Spinden zu verschließen, doch die Angebote reichen

nicht aus um die Nachfrage zu decken. In den Notquartieren können oftmals auch Gegenstände deponiert werden, wenn die Personen über einen längeren Zeitraum das gleiche Zimmer nutzen. Eine Teilnehmerin fotografierte dokumentarisch die Gegenstände in ihrem Notquartierszimmer. Darunter befanden sich ein Bett, ein Kühlschrank und eine Kaffeemaschine, wie auf folgenden Fotos zu sehen ist:



Foto 6.40: T7Kühlschrank

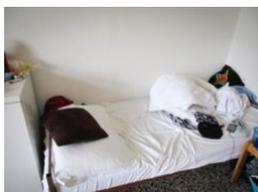


Foto 6.41: T7 Bett



Foto 6.42: T7 Kaffeemaschine



Foto 6.43: T7 Waschbecken

Die Fotos zeigen ein kühles und wenig gemütliches Bild des Notquartier-Zimmers der Teilnehmerin. Im Gespräch über die Fotos erzählt die Teilnehmerin jedoch sehr stolz von ihrem Besitz, welcher sich in ihrem Zimmer befindet:

I: Ah das ist im Hermes [NQ]? Da habens ihren eigenen Kühlschrank? [...]

T7: Der gehört meinen Mann (lacht)!

I: Haben sie da ein Paarzimmer?

T7: Nein ich hab ein (.) ah, wir sind ja nicht verheiratet. Er schläft oben bei den Männern, ich schlaf unten im Frauentrakt. Aber er hat gemeint ghabt, dadurch, dass er dauernd verschwindet und wiederkommt, ist es ein Blödsinn, wenn die Betreuer den Kühlschrank alle paar Tage wieder runtertragen müssen. Jetzt steht sein Kühlschrank bei mir im Zimmer und nachdem wir ja sowieso ein Paar sind ist es wurscht, weil wenn er was für den Kühlschrank hat dann „Schatz, komm rauf, hol dir das“! Ich

darf rauf, er darf zu mir nicht runter. (lacht) Nur bis zur Türe, läuten darf er. Dann darf er sagen „bitte ich hätte gern meinen Schatz“ oder so. Das wars aber dann. Nein das ist mein Schlafbett von 18 Uhr am Abend bis dreiviertel 8 in der Früh, weil um dreiviertel 8 werd ma außi ghaut.

*Ja, mein Schlafplatz, ich wenn i in der früh aufsteh ohne Kaffee, ja (lacht)! **Mein Kühlschrank, meine Kaffeemaschine, mein Luxus bitte, obwohl ich obdachlos bin und nix mehr hab, ja, hab ich Luxus, ich hab meine Kaffeemaschine. Des ist der pure Luxus!***

(BD1/173-181)

Was wohnungslose Menschen als Luxusgüter sehen gehört für Menschen der Mehrheitsgesellschaft zum normalen Alltag. Die Teilnehmerin bezeichnete ihre Kaffeemaschine und ihren Kühlschrank als Luxusgüter und vergleicht sich somit mit anderen wohnungslosen Menschen im Notquartier, welche diese nicht besitzen. Der Ausschnitt gibt zudem Einblick in das Leben der Teilnehmerin im Notquartier und zeigt auch klar den Stellenwert ihres Lebensgefährten in Bezug auf ihre aktuelle Lebenssituation.

➤ *Selbstwertgefühl steigern, Normalität aufrechterhalten*

Gegenstände wie eine Kaffeemaschine und einen Kühlschrank zu besitzen in einem Umfeld, indem Eigentum spärlich ist, kann das Gefühl von Kontrolle und Sicherheit für das eigene Leben zurückgeben. Somit haben diese Gegenstände eine hohe Bedeutung für die Betroffenen. Es scheint als besitzen diese Gegenstände für die Teilnehmerin einen hohen symbolischen Stellenwert. Denn die Möglichkeit, sich in der Früh seinen eigenen Kaffee zu machen, kann auch als ein Stück Normalität und Autonomie im Leben angesehen werden. Zudem wirkt es so als würde sich die Teilnehmerin durch den Besitz dieser

Gegenstände von anderen abheben. Es scheint als gäben die Kaffeemaschine und der Kühlschrank der Teilnehmerin einen höheren Status unter den anderen im Notquartier. Es kann sein, dass diese Gegenstände der Teilnehmerin dabei helfen, ein Gefühl von Normalität und Zugehörigkeit zur Mehrheitsgesellschaft aufrecht zu erhalten.

▪ **Sich einrichten im Heim**

„Ich habe neun Orchideen im Zimmer!“ „Ja, ich habe wunderschöne Zimmer jetzt.“

Der Besitz eines eigenen Zimmers in einem Sozialbetreuten Wohnen oder einem Übergangwohnheim wirkt sich auf die Situation Wohnungsloser im Gegensatz zur bloßen Nächtigung in einem Notquartier oder sogar im Freien weitaus stabilisierender aus. Ein Zimmer in einem SOBEWO oder einem ÜWO ermöglicht den Menschen einen ununterbrochenen Aufenthalt in einem gesicherten Wohnraum. Das eigene Zimmer etwas zu gestalten und eine gemütliche Wohnatmosphäre zu schaffen wird als positiv wahrgenommen. Eine Teilnehmerin beschreibt den Besitz ihres Zimmers folgendermaßen:



Foto 6.44: T9 Zimmer 1

„Ja, ich habe wunderschöne Zimmer jetzt. Meine Zimmer ist so, kommen sie einmal! das ist so. Ich habe die Zimmer gekriegt. Da war eine Frau, sie ist gestorben vor einem Monat. War eine Frau, so schmutzig und so dreckig, so dick. Und hat gesessen und vielleicht 40 Zigaretten geraucht am Tag. Und die Zimmer ist von do bis Wand, nur etwas länger. Aber ist meine. Und ich habe die Zimmer gekriegt, sie war schwarz. Hab ich gesagt, na bitte malen sie, ich kann nicht sowas. Na hat gemalt. Aber Fenster und Türe hat gelassen so schwarz. Aber später dann hat gemacht die Caritas Fenster und Tür.“ (BD5/73/T9)

Auf dem Foto vom Zimmer der Teilnehmerin zeigt sich eine gemütliche Atmosphäre. Ein Fernseher, Pflanzen, Bilder und Dekoration schmücken das bescheiden wirkende, wohnliche Zimmer. Im Gespräch darüber beschreibt sie weiter:

*Und Möbel ist drin, aber ich habe für mich alles gekauft. **Nachtlampe** und **Fernseher** und **Radio** und **jede Menge Blumen, verschiedene Blumen, Orchideen**. Ich habe neun Orchideen im Zimmer. Und jede hat geschaut, schön! Heute, morgen. Und jetzt in meine Zimmer, ganze Caritas sagt: Na bei die Frau (Name)., das ist die schönste Zimmer! [...] Heute war bei mir die Frau S., das ist so die Chef. Und sie ist gleich her und hat gesagt, Frau (Name), wie wohnen sie doch schön, sie haben so schöne Zimmer! Ich habe gesagt, das ist [war] die schirchste Zimmer was es gibt hier. (BD5/73-75/T9)*

➤ *Sich wohl fühlen, die Aufmerksamkeit des Betreuungspersonals genießen*

Die Möglichkeit, Gegenstände für ihr Zimmer zu kaufen um sich wohl zu fühlen, scheint für die Teilnehmerin von großer Bedeutung. Zudem richtet es die Aufmerksamkeit ihres Umfeldes auf sie, denn das schöne Zimmer wird auch von den Betreuer_innen bemerkt. Wie es scheint erhält die Teilnehmerin regelmäßigen Besuch von diesen. Das Betreuungspersonal scheint für sie eine wichtige soziale Ressource zu sein. Sie erwähnt unterschiedliche Personen öfters im Gespräch. Sogar mit der „Chefin“ pflegt sie Kontakt.

Es scheint als wirke das schön gestaltete Zimmer auch als Beziehungsöffner zum Betreuungspersonal.

- **Kontakte zum Betreuungspersonal suchen**

„Ich mag sie wirklich ja!“

So wie auch aus der Beschreibung der letzten Strategie deutlich wurde, stellt der Kontakt zum Betreuungspersonal eine wichtige soziale Ressource für die Teilnehmer_innen dar. In den Bilddialogen wurden immer wieder die Beziehungen zu unterschiedlichen Betreuer_innen aus den jeweiligen Einrichtungen thematisiert. Zum Teil drückten die Teilnehmer_innen Bewunderung und Zuneigung für diese aus und es schien so, als wären sie oft die einzigen aufrechten sozialen Kontakte im Leben der Teilnehmer_innen. Folgende Fotos zeigen Betreuer_innen aus zwei unterschiedlichen Einrichtungen, die während des Fotoprojekts von den Teilnehmer_innen fotografiert wurden:



Foto 6.45: T3 Betreuerin 1

Sie heißt Frau M. Sie arbeitet im U63 [NQ] ja. [...] Ja Frau M., ich mag sie wirklich ja! Sie ist so eine liebe Mensch, ja. Und sie kann auch mit die Türken gut, das hab ich mich gewundert. Sie hat so gute Kontakte mit die Türken, ja. Ich meine, ich mag nicht besonders die Türken, ja aber sie mag die Türken und sie versteht die Leute.

(BD3/122/465-467/T3)

Und da ist unsere Herr Betreuer. Habe ich noch eine Foto von ihm gemacht!
(BD5/59/T9)

Ich weiß nicht aber jetzt ich fühle mich gut in dieses Caritas. Und außerdem, sind die Leute dort gut und nett. Die ganzen Betreuer und alles.

BD5/79/T9



Foto 6.46: T9 Betreuer 2

- *Gute Gespräche führen, gesehen und gehört werden, Vertrauensbeziehungen aufbauen, die halt geben*

Das Betreuungspersonal in den Einrichtungen der WWH scheint also eine wichtige soziale Kontakt- und Austauschressource für die Klient_innen zu sein. Der Aufenthalt in den Einrichtungen sowie die Teilnahme an Aktivitäten und Projekten ermöglicht es den Klient_innen, gesehen und gehört zu werden, positive und gute Gespräche über Alltagsthemen und persönliches zu führen und nett zu plaudern. Es besteht also die Möglichkeit, in einem intensiveren Austausch mit professionellen Helfer_innen eine Vertrauensbeziehung aufzubauen, welche sich positiv auf das menschliche Bedürfnis nach sozialen Beziehungen auswirken kann.

7. DISKUSSION

Im folgenden Kapitel werden die Ergebnisse aus Kapitel 6 nochmals zusammengefasst dargestellt (7.1.). Anschließend werden diese mit sozialwissenschaftlichen Konzepten und Theorien verknüpft (7.2.). Ein ausführlicher Blick wird dabei auf Konzepte von Zugehörigkeit geworfen. Dem folgt ein Vorschlag zur Etablierung des Zugehörigkeitskonzepts in der Sozialarbeitswissenschaft bzw. Wohnungslosenforschung.

7.1. Zusammenfassung der Ergebnisse

Die im Kapitel 6 beschriebenen Ergebnisse geben Einblicke in subjektiven Lebenswelten der Teilnehmer_innen. Im dargestellten Phänomen „Wunsch nach sozialen Beziehungen, gesellschaftlicher Zugehörigkeit und Normalität“ spiegeln sich vor allem die emotionalen Situationen der Teilnehmer_innen wieder. Diese sind zum einen geprägt von vermeintlich fehlenden sozialen Ressourcen und Gefühlen der Einsamkeit welche die Sehnsucht nach Partnerschaft, Freundschaft und einem miteinander aufkommen ließen. Zum anderen kamen durch ein Leben in finanzieller Armut und gesellschaftlicher Exklusion auch Sehnsüchte nach gesellschaftlicher Teilhabe, Zugehörigkeit und Normalität auf. Die Strategien der Teilnehmer_innen im Umgang mit dem Phänomen wurden in drei Bereiche gegliedert: Strategien im öffentlichen Raum, Strategien im persönlichen Kontext und Strategien im institutionellen Kontext.

Die Strategien der Teilnehmer_innen im öffentlichen Raum, welche aus dem Fotomaterial und in der Analyse der Bilddialoge ersichtlich wurden, gaben Einblicke in die aktive Gestaltung ihres Alltags. Fotografien von Aufhalten im Grünen sowie Besuche kultureller Orte lassen darauf schließen, dass die Teilnehmer_innen ihre Alltagsgestaltungen durchaus bewusst planten und sich für kulturelle Angebote und Ausflüge in die Natur interessierten, welche auch eine gewisse Struktur, Ablenkung und Freude im Alltag bedeuteten. Denn die Teilnehmer_innen erzählten mit Begeisterung über diese Fotos und betonten das persönliche Interesse und die Bedeutung dieser Orte und Aktivitäten für sie.

Ihre persönlichen Strategien zum Umgang mit dem Phänomen, welche in den Gesprächen der Bilddialoge zum Vorschein traten, zeichneten sich, trotz ihrer Lebenslage, vor allem durch eine äußerst positive Grundhaltung dem Leben gegenüber aus. Die Teilnehmer_innen beschäftigten sich zudem auf kreative Weise bewusst mit der eigenen Situation, konnten so ihre Gefühle von Einsamkeit reflektierten und Wege finden, damit besser umzugehen. Sie berichteten auch über ihr Interesse an den Geschehnissen der Welt, welches sie vor allem durch Kommunikationsmedien wie Fernsehen und Radio befriedigten und was ihnen neben einer Tagesstruktur und Ablenkung auch ein Gefühl gesellschaftlicher Teilhabe ermöglichte. Eine weitere Strategie, welche ihnen Sicherheit und ein Gefühl von Zugehörigkeit verschaffte, war die Identifikation mit dem ehemals ausgeübten Beruf, denn alle Teilnehmer_innen waren zum Zeitpunkt der Projektdurchführung ohne aufrechte Erwerbsarbeit. Auch das Feiern religiöser Feste und im Zelebrieren kultureller Bräuche bot ihnen eine Strategie in der Bewältigung des Phänomens, wodurch sie Gefühle von Normalität und Zugehörigkeit zu ihrer Religion bzw. Kultur herstellen konnten.

Ihre Strategien in institutionellen Räumen reichten vom bloßen Aufenthalt in sozialen Einrichtungen über die Inanspruchnahme von Verpflegungs- und Freizeitangeboten in Pfarren bis hin zur aktiven Teilnahme an Sportangeboten, Ausflügen und Projekten von Einrichtungen der WWH. Auch die Bedeutung eines eigenen Zimmers in einem SOBEWO und NQ, welches ein „sich Einrichten“ und Platz für eigene Besitztümer ermöglichte, wurde in den Strategien sichtbar. Auffallend war, dass in der Beschreibung all dieser Strategien die Bedeutung bzw. Beziehung zum Betreuungspersonal immer wieder thematisiert wurde, was darauf schließen lässt, dass professionelle Helfer_innen der WWH eine wichtige soziale Ressource im Alltag der Teilnehmer_innen darstellten und auch zur positiven Bewältigung ihrer Lebenslage beitrugen.

7.2. Verknüpfung der Ergebnisse mit sozialwissenschaftlichen Konzepten

Die inhaltlichen Ergebnisse dieser Arbeit lassen sich an unterschiedliche sozialwissenschaftliche Konzepte und Theorien anknüpfen. Im Folgenden wird nun auf die Bedeutung des Phänomens „Wunsch nach sozialen Beziehungen und gesellschaftlicher Zugehörigkeit“ im wissenschaftlichen Diskurs eingegangen.

Das Bedürfnis nach sozialen Beziehungen und Zugehörigkeit findet sich bereits in Abraham Maslows Modell der Bedürfnispyramide (1943), welches er neben physiologischen Bedürfnissen wie Schlaf und Hunger und Sicherheitsbedürfnissen zu den fundamentalen menschlichen Grundbedürfnissen zählt. Maslow bezieht sich hier vor allem auf das zwischenmenschliche Zugehörigkeitsgefühl und die Sehnsucht nach Liebe, auf Vertrauen basierenden Beziehungen und Freundschaften (vgl. ebd.: 380f). In der ersten Dimension des Phänomens „Wunsch nach sozialen Beziehungen“ spiegeln sich eben diese Erkenntnisse Maslows wieder.

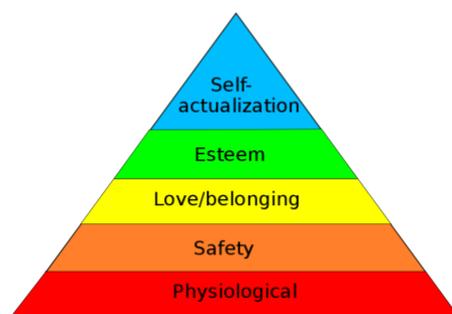


Abbildung 7.1: Maslow'sche Bedürfnispyramide

In der Wohnungslosenforschung wird der Aspekt der sozialen Beziehungen vor allem in Zusammenhang mit den Ursachen von Wohnungslosigkeit thematisiert (Gillich, Nieslony 2000; Kellinghaus 2000). Literatur in Bezug auf das subjektive Empfinden Wohnungsloser über fehlende soziale Beziehungen ist eher spärlich. Jürgen Malyssek und Klaus Störch (2009) gelten als Ausnahmen, die in ihrem Buch „Wohnungslose Menschen, Ausgrenzung und Stigmatisierung“ genau diese Aspekte in den Blick nehmen. In Form von Expert_innenberichte und Selbstaussagen Betroffener zeichnen sie ein emotionsgeladenes Bild vom Leben wohnungsloser Menschen, welches u.a. gekennzeichnet ist von Gefühlen der Einsamkeit und dem Wunsch nach Partnerschaften.

Betroffene sehen demnach oft eine positive Veränderung ihrer Lebenssituation gekoppelt an die Aufnahme einer engen sozialen Beziehung (vgl. ebd.: 135).

Im Zuge der Auseinandersetzung mit dem Phänomen stieß ich in meiner Recherche zudem auf das Konzept der Zugehörigkeit, welches auch eine Reihe von Anknüpfungspunkten in Bezug auf die Ergebnisse der vorliegenden Arbeit aufweist. Die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Thema Zugehörigkeit erstreckt sich seit geraumer Zeit und wird im englischsprachigen Raum unter dem Begriff „Belonging“ diskutiert. Wissenschaftler_innen aus Disziplinen wie Psychologie und Soziologie haben das Thema Zugehörigkeit bereits beforscht. Roy F. Baumeister und Mark R. Leary (1995) legten mit ihrer Arbeit „The Need to Belonging: Desire for Interpersonal Attachments as a Fundamental Human Motivation“ einen wesentlichen Beitrag in der psychologischen Auseinandersetzung um das Thema Zugehörigkeit. In ihrer Arbeit erläutern sie das menschliche Bedürfnis nach Zugehörigkeit und belegen basierend auf empirischen Untersuchungen, dass das Gefühl der Sehnsucht nach zwischenmenschlichen Beziehungen als grundlegender Antrieb und Motivationsfaktor menschlichen Handelns dient und ein Mangel an Beziehungen sich auf die psychische und psychische Gesundheit auswirken kann. Sie verweisen auf die Notwendigkeit von interpersonellen Bindungen, welche Stabilität und affektive Anteilnahme versprechen. Der Glaube daran, dass eine andere Person sich um das eigene Wohlbefinden Sorge, sei ein wesentliches Merkmal im Empfinden von Zugehörigkeit. Es handle sich dabei aber nicht zwangsläufig um konkrete familiäre oder intime Beziehungen, so die Autoren, dieses Bedürfnis könne auch von anderen befriedigt werden. Ebenso könne der Verlust einer Beziehung mit einem Menschen durch einen anderen ersetzt werden. Anzumerken ist aber, dass es höhere und niedrigere Ausprägungen des Bedürfnisses nach Zugehörigkeit gibt, was sich auch unterschiedlich auswirkt. Für Baumeister und Leary bedeutet das Bedürfnis nach Zugehörigkeit zumindest eine Mindestmenge an interpersonellen Beziehungen aufzubauen und aufrecht zu erhalten (vgl. ebd.: 499ff). Der Fokus des Konzepts von Zugehörigkeit der beiden Autoren Baumeister und Leary liegt auf der Bedeutung tragfähiger, zwischenmenschlicher Beziehungen, was wiederum an die erste Dimension des Phänomens anknüpft.

Im aktuellen wissenschaftlichen Diskurs wird das Konzept von Zugehörigkeit vor allem im Kontext von Migration und Integration diskutiert. Bernhard Perchinig (2001) beschreibt zwei wesentliche Zugehörigkeitssysteme, welche zu differenzieren sind: territoriale und gruppenbezogene Zugehörigkeitssysteme. Bei territorialen Zugehörigkeitssystemen wird Zugehörigkeit räumlich definiert, gruppenbezogene Zugehörigkeitssysteme definieren sich beispielsweise durch biologische Verwandtschaft, bestimmte Eigenschaften von Menschen, Berufsgruppen, Religionen oder politische Wertehaltungen (vgl. ebd.: 6). Die zweite Dimension des Phänomens „Wunsch nach gesellschaftlicher Zugehörigkeit“ kann also an Zugehörigkeitskonzepte basierend auf diesen territorialen und gruppenbezogenen Zugehörigkeitssystemen angeknüpft werden.

Auch Nira Yuval-Davis (2011), Direktorin am Forschungsinstitut für Migration, Flucht und Zugehörigkeit an der University of East London (CMRB) erläutert in ihrem Buch „The Politics of Belonging – Intersectional Contestations“ den Begriff der Zugehörigkeit ebenso unter den hegemonialen Aspekten von Staatsbürgerschaft und Nationalismus und untersucht zudem auch alternative Konzepte von Zugehörigkeit unter den Aspekten Religion, Globalisierung und Migration, Gender etc.. Dabei spielt unter anderem der Begriff der

„social locations“ (ebd. 2011: 12), auf deutsch „soziale Verortung“ eine wesentliche Rolle. Soziale und ökonomische Verortung bedeutet nach Yuval-Davis die Zugehörigkeit zu einer gewissen Gruppe wie Geschlecht, Ethnie, Klasse, Nation, Altersgruppe, Beruf etc., welche im historischen Kontext jeweils unterschiedliche gesellschaftliche Machtpositionen mit sich ziehen. Nach Yuval-Davis werden soziale Verortungen aber nie nur durch eine Kategorie konstruiert, sondern müssen immer intersektional gedacht werden (ebd. 2011: 12f).

Im deutschsprachigen Raum ist es vor allem Johanna Pfaff-Czarnecka (2012), die mit ihrem Buch „Zugehörigkeit in der mobilen Welt – Politiken der Verortung“ dieses Konzept ebenfalls intensiv unter den Aspekten von Nationen, ethnischen Gruppen und religiösen Gemeinschaften in Hinblick auf ihre Politisierung beleuchtet und das emotionale Erleben von Zugehörigkeiten und deren Politiken in einer globalisierten und mobilen Welt des 21. Jahrhunderts diskutiert. Pfaff-Czarnecka definiert den Begriff Zugehörigkeit folgendermaßen: *„Zugehörigkeit ist [...] eine emotionsgeladene soziale Verortung, die durch das Wechselspiel (1) der Wahrnehmungen und der Performanz der Gemeinsamkeit, (2) der sozialen Beziehungen der Gegenseitigkeit und (3) der materiellen und immateriellen Anbindungen oder auch Anhaftungen entsteht.“* (ebd. 2012: 12) Die Autorin definiert Zugehörigkeit also als „emotionsgeladene soziale Verortung“, was erstens die Subjektivität von Zugehörigkeit sichtbar macht, denn Emotionen sind immer subjektiv. Weiters nennt sie unter „(1)“ das gemeinsame Erleben und Tun mit anderen Menschen, die sozialen Interaktionen, als wesentliches Element zur Herstellung von Zugehörigkeit. Mit Punkt „(2)“ verweist sie, wie auch Maslow und Baumeister und Leary, auf die Bedeutung von sozialen Beziehungen, welche Gefühle von Zugehörigkeit evozieren. Mit Punkt „(3)“ nennt sie einen bis jetzt noch nicht diskutierten Punkt, nämlich den der materiellen und immateriellen Anbindungen. Diese drei Aspekte sind nach Pfaff-Czarnecka wesentlich in der Herstellung von Zugehörigkeit. Betrachtet man die vorliegenden Ergebnisse auf diese drei Aspekte hin, so lassen sich einige Strategien diesen zuordnen. Pfaff-Czarneckas Auslegungen von Zugehörigkeit können zudem sowohl auf die Dimension der sozialen Beziehungen als auch auf die Dimension der gesellschaftlichen Zugehörigkeit bezogen werden, welche durch unterschiedliche Kategorien sozialer Verortungen wie eben Geschlecht, Beruf, Alter, Einkommen, Staatsbürgerschaft, Migrationshintergrund etc. intersektional konstruiert werden. Diese Aspekte spielen ebenso in den Ergebnissen eine wesentliche Rolle.

Die aktuelle Zugehörigkeitsforschung bewegt sich, wie eben dargelegt, vor allem rund um Themen transnationaler Migration und Auswirkungen der Globalisierung. Eine Ausnahme stellt Marlies Weißmann (2016) dar, die das Konzept für die Arbeitslosenforschung in Deutschland aufgegriffen hat. Weißmann führt in ihrem Werk „Dazugehören – Handlungsstrategien von Arbeitslosen“ eine umfassende empirische Studie basierend auf biografischen Analysen durch und zeigt die Deutungen und Handlungsstrategien auf, mit denen sich Arbeitslose in der Gesellschaft verorten. Sie gliedert die subjektive Zugehörigkeit in fünf gesellschaftliche Teilbereiche: Wohnraum, Arbeitswelt, Konsum, Kultur/Religion und soziale Beziehungen. Anhand dieser Teilbereiche können auch die Ergebnisse der vorliegenden Arbeit nochmals genauer beleuchtet werden.

Der Wohnraum als wesentliches Element in der Herstellung von Zugehörigkeit bietet gerade bezogen auf die Zielgruppe wohnungsloser Menschen klare Anknüpfungspunkte an dieses Konzept. Auch Pfaff-Czarnecka betont, dass vor allem Menschen, die räumlich mobil leben, in einem hohen Maße mit „Entortung und Entbettung“ konfrontiert sind (vgl. ebd. 2012: 15). Die Autorin bezieht sich mit dieser Aussage in erster Linie zwar auf

Migrant_innen und Geflüchtete, doch gerade auch obdachlose und wohnungslose Menschen leben „räumlich mobil“. Sie haben keinen festen privaten Wohnsitz, der ihnen Sicherheit bietet und einen Raum für intime Beziehungen ermöglicht. Somit scheint der Besitz von Wohnraum, die Aufrechterhaltung sozialer Beziehungen und das Gefühl der Zugehörigkeit eng miteinander verkoppelt zu sein (vgl. Malyssek, Störch 2009). Vor allem die Strategie „sich einrichten im Heim“ bezieht sich eben auf diesen Aspekt des Wohnraums.

Des Weiteren spiegeln sich die Aspekte Konsum und Besitz in der Strategie „auf eigene Besitztümer wertlegen“ wieder. Auch Pfaff-Czarnecka führt aus, dass die materielle Welt Bindungen schaffe und somit Zugehörigkeiten herstelle (ebd. 2012: 34). Für wohnungslose Menschen, welche den Großteil ihres Hab und Guts verloren haben, gewinnen die wenigen Gegenstände, die sie noch besitzen, stark an Bedeutung, da sie eventuell an ihre Vergangenheit erinnern und dadurch emotionale Bindungen evozieren.

Auch die Herstellung von Zugehörigkeit über die Arbeitswelt, also über Beruf und Erwerbsarbeit ist in unserer Gesellschaft stark verankert (vgl. Yuval-Davis 2011, Weißmann 2016). Menschen definieren sich durch ihren Beruf, fühlen sich ihrer Berufsgruppe zugehörig und verorten sich oft dadurch innerhalb der Gesellschaft. Die eigene Identität wird also stark vom Beruf geformt. Alle Teilnehmer_innen des Projekts waren ohne aufrechte Erwerbsarbeit. Die Strategie „sich mit der beruflichen Vergangenheit identifizieren“ bestätigt also die Herstellung von Zugehörigkeit über die Berufsgruppe.

In der Zugehörigkeitsforschung spielen auch Kultur, Religion und Symbole eine bedeutende Rolle (vgl. Weißmann 2016, Pfaff-Czarnecka 2012). So kann beispielsweise das Aufsuchen von Orten mit hohem nationalen, kulturellen oder religiösen Symbolwert auch Gefühle von Zugehörigkeit schaffen, was wiederum auf die Strategie „kulturelle Orte aufsuchen“ bezogen werden kann. Auch die Strategie „Religiöse Feste feiern / kulturelle Bräuche zelebrieren“ knüpft an diese Aspekte an und kann durch das aktive Praktizieren diverser Bräuche ein Gefühl gesellschaftlicher Zugehörigkeit hervorrufen.

Das Konzept der Zugehörigkeit scheint bisher aber noch wenig Beachtung in der Sozialarbeitswissenschaft und der Wohnungslosenforschung gefunden zu haben. Es kann allerdings gerade in Bezug auf die Zielgruppe wohnungsloser Menschen neue Perspektiven auf deren Lebenswelten und ihr subjektives Empfinden eröffnen. Aus professioneller Sicht kann es vor allem dazu beitragen, deren Lebenswelten besser zu verstehen und sensibler mit Themen wie Einsamkeit, Zugehörigkeit und gesellschaftliche Teilhabe in der Sozialen Arbeit umzugehen. Dadurch können in der Praxis Bemühungen und Angebote gesetzt werden, welche auf die Befriedigung dieser menschlichen Grundbedürfnisse nach sozialen Beziehungen, Anerkennung und Teilhabe abzielen.

Ebenso könnten die Strategien der Teilnehmer_innen anhand der Begriffe Resilienz (Werner et. al. 1971) und Coping diskutiert werden. Denn die Strategien der Teilnehmer_innen kennzeichnen sich durch eine durchwegs positive Bewältigung ihres Alltags trotz der schwierigen Lebenslage, in der sie sich befinden. Diese Ausführungen würden aber den Rahmen dieser Arbeit sprengen, darum soll an dieser Stelle nur kurz darauf verwiesen werden.

8. METHODOLOGISCHE REFLEXION

Im diesem Kapitel wird zuerst der Frage nachgegangen, inwieweit das vorliegende Forschungsprojekt im Sinne partizipativer Forschung (vgl. von Unger 2014:46) nicht nur die sozialen Wirklichkeiten der Teilnehmer_innen abbildete, sondern auch dazu beitragen konnte diese ein Stück weit zu beeinflussen (8.1.). Im Anschluss daran wird dem Ansatz einer Reflexiven Grounded Theory nach Breuer (vgl. 2009: 117) folgend, meine Rolle im Forschungsprojekt beleuchtet (8.2.). Zuletzt widmet sich dieses Kapitel einer Reflexion der angewandten Methodik Generativer Bildarbeit indem Potenziale, Herausforderungen und Grenzen herausgearbeitet werden (8.3.).

8.1. Das Fotoprojekt als Möglichkeitsraum - Selbsterfahrung, Begegnung und Austausch

Das vorliegende Forschungsprojekt basiert in seiner Konzeption auf den Zielsetzungen partizipativer Forschung, soziale Wirklichkeiten einerseits zu verstehen und andererseits auch zu beeinflussen (vgl. von Unger 2014: 46). Ein Versuch, die sozialen Wirklichkeiten der Projektteilnehmer_innen zu skizzieren, wurde in Kapitel 6 mit dem Phänomen „Wunsch nach sozialen Beziehungen, gesellschaftlicher Zugehörigkeit und Normalität“ unternommen. Nun wird der Frage nachgegangen, inwieweit das Projekt selbst dazu beitragen konnte, Veränderungen in den Lebenswelten der Teilnehmer_innen hervorzurufen. Dazu wird der Blick nun auf den Forschungsprozess gerichtet. Basierend auf dem erhobenen Datenmaterial, Beobachtungsprotokollen und Einträgen aus dem Forschungstagebuch haben sich zwei Ebenen herauskristallisiert, auf welchen Veränderungen der Teilnehmer_innen beobachtet werden konnten. Einerseits betrifft dies die Ebene fotografischer Praxis und andererseits die Ebene sozialer Interaktionen, welche nun ausführlicher dargestellt werden.

8.1.1. Ebene der fotografischen Praxis

Es konnte beobachtet werden, dass sich die Teilnahme am Fotoprojekt und der temporäre Besitz einer Kamera positiv auf das Selbstwertgefühl der Teilnehmer_innen auswirkten. Die intensive Auseinandersetzung und Integration der Fotografie in ihrem Alltag wurde als Möglichkeit gesehen, endlich eine sinnstiftende Aufgabe zu haben, die ihrem Leben Abwechslung und Freude bot.

Ein Fotografie-begeisterter Teilnehmer hatte sich beispielsweise im Laufe des Projekts im Alleingang unterschiedliche Kameras aus unbekanntem Quellen besorgt, da er mit der zur Verfügung gestellten Kamera nicht zufrieden war. Bei einem Treffen sprach er über seine Erfahrungen mit diesen Kameras:

„Canon! (lacht). [...] Das ist jetzt die Marke, weil ich (.) in Zukunft diese Richtung mit Canon (.) Weil ich mich mit Sony beschäftigt [hab] und mit Nikon, Nikon ist interessant auch. [...] Ja aber mit die ganze Funktion war ich (.) irgendwie (.) verwirrt ja (.) aber ich will schon weiterhin Canon. Aber dann will ich wieder (.) mein Ziel ist Sony (lacht).“ (BD4/32-36/T4)

Wie aus dem Zitat hervorgeht interessierte sich der Teilnehmer sehr für die technischen Aspekte des Fotografierens. Er legte sehr viel Wert darauf, mit Kameras großer Fotomarken wie Canon, Nikon und Sony zu fotografieren. Seiner Auffassung nach konnte

man nur mit teuren Kameras gute Fotos machen. Durch die Teilnahme am Fotoprojekt begann sich der Teilnehmer in seinem Alltag intensiv mit dem Thema Fotografie zu beschäftigen. Immer wieder zeigte er mir auch abseits der Treffen im normalen Tageszentrumsbetrieb neue Kameras, welche er nun gerade ausprobierte und bat mich gelegentlich um meinen professionellen Rat.

Für eine andere Teilnehmerin war es das erste Mal in ihrem Leben, dass sie eine Kamera in den Händen hielt. Sie erzählte beim Betrachten ihrer Fotos voller Freude, dass dies die ersten Fotos seien, die sie je in ihrem Leben selbst gemacht hatte, da sie zuvor wegen der vielen Arbeit nie Zeit für solche Hobbies hatte:

T9: Das ist, liebe Elisabeth, erstes Foto in meines Leben. [...] Ich habe nie einmal gehabt Fotoapparat in Hand, ich habe erste gekriegt von Ihnen. Und die Fotos gemacht nur mit blinde Augen, zwei Tage vor der Operation. Ich habe Katarakt, ich war total blind. So diese, ich sagte, naja, ich probiere. Und trotzdem ist gegangen. Das ist das erste Foto das habe ich gesehen. [...]

I: Haben sie vorher noch nie fotografiert?

T9: Nie, nie einma! Ich habe nie Zeit gehabt. Ich hab studiert und später hab ich gearbeitet und das Kind, und später hab ich schon da in Wien Gasthaus gehabt. Da bin ich 6 Uhr in der Früh bis 6 Uhr in der Früh, 24 Stunden hab ich gearbeitet. Bei Gasthaus ist das bled. Dann hab ich, nie nie. Und dann später war ich bei einer Familie, da hab ich gelebt und da hab ich alles gemacht für sie. Hab ich nicht Zeit gehabt für mich. Jetzt ich bin gerade jetzt eine Jahr obdachlos. (lacht) Und zu euch bin ich gekommen! (BD5/16-18, /69-71)

Die Teilnahme am Fotoprojekt eröffnete somit der Teilnehmerin neue Erfahrungen, für welche sich bis dato in ihrem Leben keine Möglichkeit ergeben hatten, da ihre Vergangenheit geprägt war von harter Arbeit. Für Beschäftigungen wie Fotografieren hatte sie laut ihren Angaben nie Zeit gehabt.

Beim letzten Treffen äußerten alle Teilnehmer_innen, dass sie auch nach Projektende alleine weiterfotografieren wollten, die meisten von ihnen mit dem eigenen Handy. Eine Teilnehmerin erkundigte sich aber auch wieviel eine analoge Kamera wie die, mit der sie während des Projekts fotografierte, kostete:

„Und was kostet so eine Kamera? [...] Ich frage, weil ich brauche eine Fotoapparat. [...] Ich kaufe auch so einen Fotoapparat, solche wie diese da. Irgendwie bis 50 Euro.“ (BD5/14,24,204/T9)

Die Teilnehmerin war also gewillt, bis zu fünfzig Euro für eine Kamera auszugeben was auf große Begeisterung und Freude am Fotografieren schließen lässt.

Einen weiteren wesentlichen Aspekt im Fotoprojekt stellte die Bedeutung des Mediums Fotografie für die Teilnehmer_innen dar. Sie fotografierten vor allem für sie besondere Momente, Orte oder Objekte. In den Gesprächen erklärten sie dann, warum sie dies oder jenes fotografierten und welche Bedeutung es für sie spielte. Ein Beispiel dafür stellt folgendes Zitat einer Teilnehmerin dar, welche im Fotografieren das Festhalten von Erinnerungen und schönen Momenten sieht.

Ich glaube eine Foto ist sehr schön, egal welche! Wenn ich will was behalten, dann ein Foto hab ich! [...] Und die Foto kann man behalten. Ich glaube Foto ist eine wunderschöne [Sache], jedes Foto. (BD2/127,132/T9)

Für die Teilnehmer_innen bedeutete, zu Fotografieren also auch die Möglichkeit, schönen

Momente festzuhalten und als fotografische Erinnerungen zu bewahren. Eine andere Teilnehmerin äußerte sich während des Betrachtens ihrer Fotos folgendermaßen:

Ja es ist so angenehm, die fertige Fotos anschauen, weil man findet immer was Neues, weil die Situation, man nimmt ein Foto, ist einige Sekunden eigentlich. Danach man hat Zeit, man lässt sich Zeit, die Seele baumeln zu lassen, in die Fotos. Man kann nachschauen viel, nachdenken, und philosophieren, erinnern. Bilder sprechen ganz anderes, nicht in einer Sekunde, sondern auch gefühlsmäßig, erinnerungsmäßig, auch später. (BD4/13/T8)



Foto 8.1: E. Stöckl, Dokufoto

Dieses Zitat zeigt den emotionalen Gehalt von Fotografien für die Teilnehmerin. Durch die Fotografie hatte sie also nicht nur ein neues Hobby welches sie im Alltag ausüben konnten. Gerade auch das Betrachten der Fotos eröffnete ihnen die Möglichkeit, über ihre Gefühle und Erinnerungen nachzudenken und über ihr Leben zu reflektieren.

Das Medium Fotografie wurde also im Projekt nicht nur als bloßes Datenerhebungsinstrument eingesetzt, sondern ermöglichte den Teilnehmer_innen, einen persönlichen Nutzen daraus zu ziehen und ihren Alltag zu bereichern. Denn die Teilnahme am Projekt weckte bei den Teilnehmer_innen zum einen das Interesse an der Fotografie und brachte eine gewisse sinnstiftende Abwechslung in ihren Alltag. Zum anderen wurde den Fotografien selbst große Bedeutung verliehen, durch welche eben schöne Erinnerungen festgehalten werden konnten und welche als positive Ressourcen für selbstreflexive Prozesse dienen konnten. Es wurde also Selbstwirksamkeitserfahrungen ermöglicht und das Eigenengagement geweckt, sich auch nach Projektende weiterhin mit diesem Medium zu beschäftigen.

8.1.2. Ebene sozialer Interaktionen

Wie auch schon in den Beschreibungen der Strategien in Kapitel 6 hervorgeht, traten die Teilnehmer_innen beim Fotografieren im öffentlichen Raum in Kontakt mit anderen Menschen. Sie bedienten sich also des Mediums Fotografie um mit fremden Personen ins Gespräch zu kommen und konnten so neue Bekanntschaften schließen, die, wenn auch nur für eine kurze Zeit, Freude in ihren Alltag brachten und das Gefühl von Einsamkeit beiseiteschoben. Die Teilnahme am Fotoprojekt bewirkte also, dass die Teilnehmer_innen aktiv neue Handlungsstrategien entwickelten, um soziale Kontakte herzustellen.

Auch Im Rahmen der Gruppentreffen konnte beobachtet werden, dass sich im Verlauf des Projekts unter den Teilnehmer_innen ein Gruppenbildungsprozess hin zu einem Wir-Gefühl vollzog. Zu Beginn des Projekts wirkten die Teilnehmer_innen eher zurückhaltend. Sie waren anfangs mit fremden Menschen in einem klaren Setting konfrontiert und wirkten misstrauisch und distanziert gegenüber den anderen Teilnehmer_innen. Im Prozess der Bilddialoge lernten sich die Teilnehmer_innen aber nach und nach besser kennen. Durch den gemeinsamen Austausch über die Fotos konnten sie Einblicke in das Leben der anderen bekommen und sich über Gemeinsamkeiten und Unterschiede austauschen. Es wurde ausgehend vom Fotomaterial über Persönliches, Erfahrungen, Werte und Weltanschauungen, Religionen und vieles mehr gesprochen. Es ging soweit dass die Teilnehmer_innen gelungene Fotos der anderen offenkundig bewunderten und dies auch

klar aussprachen. Sie machten sich sogar gegenseitig Komplimente, wie folgendes Zitat zeigt, in welchem ein Teilnehmer einer anderen Teilnehmerin auf die Aussage hin, sie sei nicht fotogen, antwortete:

T3: Wieso? Sie sind wunderbare Frau, wirklich, sie haben so schönes Gesicht, wirklich. Glauben sie mir, das ist keine Spaß.

T9: Danke, schreiben sie das! (alle lachen) Haben sie gehört? Wenn er schreibt, dann habe ich eine [Beweis]! (BD2/166-167)

Der gegenseitige Austausch mit den anderen im Fotoprojekt wurde von den Teilnehmer_innen als äußerst positiv erachtet. In der Reflexion am Ende eines Treffens gaben die Teilnehmer_innen jeweils ein kurzes Feedback darauf, wie sie die Treffen empfunden hatten. Alle von ihnen sahen die stattgefundenen Gespräche als inspirierende Dialoge an. Ein Teilnehmer empfand es als schönen Austausch, den er sonst nicht hat, ein Gespräch, dass er im Alltag sonst so nicht führt. (vgl. BD3/PK/T1) Eine andere Teilnehmerin äußerten sich zudem folgendermaßen: „Das ist großes Plus für den Alltag! Eine 10, muss ich sagen!“ (BD3/PK/T8) und wieder ein anderer antwortete: „Schön, wir haben über verschiedene Themen geredet, das war schön.“ (BD3/PK/T3)

Diese Aussagen der Teilnehmer_innen zeigen den subjektiven Stellenwert, den das Projekt für sie hatte. Dass die Treffen als „großes Plus für den Alltag“ gesehen wurden und als schönen Austausch, den sie sonst im Alltag nicht haben, untermauert auch wieder die Ergebnisse in Bezug auf ihre fehlenden sozialen Kontakte.

Die Teilnehmer_innen hatten sich zu Projektende so gut verstanden, dass sie sich sogar untereinander Geschenke machten. Zum letzten Treffen brachte ein Teilnehmer mehrere unterschiedliche analoge Kamera mit, welche wir gemeinsam auf ihre Funktionstüchtigkeit überprüften. Beim Betrachten einer alten Kamera teilte der Besitzer dieser plötzlich mit, dass er diese einem anderen Teilnehmer schenken wolle:

T5: Wow! Das ist ein antikes Stück! Die ist sicher 60 Jahre alt.

(alle sind begeistert und lachen, gute Stimmung)

T4: Das ist Geschenk für mein Freund!

I: Geschenk, wirklich?

T5: Danke, Dankeschön, danke. wow. Danke Dankeschön!

(BD5/27-31)

Auch jene Teilnehmerin, welche sich eine eigene Kamera kaufen wollte, um auch nach dem Projekt weiter fotografieren zu können, wurde von diesem Herrn mit einer Kamera beschenkt:

T4: Ich will nix, brauch ich kein Geld. Wenn du willst ist Geschenk!

T9: Aber zeigen sie mir wie das geht, ich verstehe nicht!

T5: Das ist ganz leicht!

I: Der Herr schenkt ihnen die Kamera!

T9: Jaaa!

I: Schauen sie, da ist off, auto [...]

T9: Herr (T4) was soll ich schenken ihnen?

T5: Laden sie ihn auf an Café ein.

T1: Ihre Freude, dass sie sich gefreut haben, ist das größte Geschenk!

T4: Ja genau! Nix ist bissl arrogant!

T1: Ja und jetzt ist ja bald Weihnachten!

(BD5/227-228)

Zwischen den Teilnehmer_innen entwickelte sich also im Verlauf des Fotoprojekts eine Art freundschaftliche Beziehung. Ob diese auch über das Fotoprojekt hinaus anhielt, kann nicht gesagt werden. Wichtig ist aber, dass sie im Rahmen des Projekts wertschätzende

Erfahrungen mit anderen machen konnten, welche sich positiv auf das Selbstwertgefühl der Teilnehmer_innen auswirken konnten.

Vor allem war interessant zu beobachten, dass sich die Teilnehmer_innen nach und nach als Teil der Fotogruppe fühlten. Immer wieder wurde auch der Wunsch laut, das Fotoprojekt im darauffolgenden Jahr fortzusetzen, so auch im letzten Treffen:

T5: Gibts nächstes Jahr so ein Fotoprojekt wieder?

I: Ja ich weiß noch nicht! Ich würds gern wieder machen mit ihnen aber ob wir die Zeit dafür haben, das muss meine Chefin entscheiden. Da müssens amal mit der Frau F. reden. [...]

T1: Ich werd da Frau F. über die Blume sagen dass ma das Fotoprojekt weitermachen wollen. [...] Ja also mir hat das Spass gmacht. [...]

T5: Ja i möcht des nächstes Jahr wieder machen!

T1: Ich auch!

T9: Und ich bin vollkommen glücklich heute, meine Fotos (lacht).

(BD5/36-37,177,185-189)

Zudem bedankten sich die Teilnehmer_innen bei der Caritas für die Möglichkeit, an so einem Projekt teilnehmen zu können und bezogen ihre Äußerungen auch auf uns Projektleiter_innen:

„Ich muss Caritas danke sagen, weil ja das ist Job, aber noch mehr, von Herzen.“ (BD3/PK/T3)

Es zeigte sich eine große Dankbarkeit für die Möglichkeit der Teilnahme am Projekt. Die Teilnehmer_innen schätzten, dass die „Caritas“ ihnen so eine Möglichkeit bat und bedankten sich auch bei uns persönlich für unser großes Engagement und das Interesse an ihren Fotos und Erzählungen. Auch dies lässt darauf schließen, dass die Teilnehmer_innen in ihrem Alltag keine Personen hatten, mit denen ein solcher Austausch möglich war.

Basierend auf den obigen Ausführungen kann schlussgefolgert werden, dass das Forschungsprojekt dazu beitragen konnte, Begegnungsräume zu eröffnen und soziale Interaktionen im Leben der Teilnehmer_innen zu fördern.

8.2. Selbstreflexivität – über meine Rolle im Forschungsprojekt

Im vorliegenden Forschungsprojekt war ich mit unterschiedlichen Positionen und Funktionen konfrontiert, nämlich mit der der Forscherin, der Projektleiterin und der Fotografie-Expertin. Zudem repräsentierte ich nicht nur den Verein ipsum sondern auch das Tageszentrum in der Rolle einer Sozialarbeiterin. In einem ständigen Balanceakt bewegte ich mich zwischen diesen unterschiedlichen Rollen, die je unterschiedliche Verhaltenserwartungen mit sich brachten. Die meisten der Teilnehmer_innen kannten mich als Sozialarbeiterin aus dem Tageszentrum. In dieser Funktion pflege ich eine gewisse Umgangsweise mit den Klient_innen, welche sich an der Arbeitskultur im Tageszentrum orientiert. Als Projektleiterin nahm ich eine zentrale Rolle für die Teilnehmer_innen ein, die auch über die Projektzeit hinausging. Ich wurde von den Teilnehmer_innen als eine an ihrem Leben interessierte Person wahrgenommen, was in ihrer Lebenssituation eine klare Ausnahme darstellte. Durch die langfristige Zusammenarbeit und den intensiven gegenseitigen Austausch in den Gruppentreffen wurde so ein Beziehungsaufbau zwischen den Teilnehmer_innen und mir möglich. Die Teilnehmer_innen sprachen mit mir über

persönliche Erfahrungen, Probleme, Wünsche etc. und durch mein Interesse an ihren Erzählungen wurde ich zur Kontakt- und Vertrauensperson auch außerhalb des Projektrahmens. Denn viele der Teilnehmer_innen aus dem Fotoprojekt kamen auch zwischen den Projekttreffen im Tageszentrumsbetrieb auf mich zu um mit mir in Kontakt zu treten. Sie berichteten mir über ihre Erfahrungen beim Fotografieren, erkundigten sich über die nächsten Gruppentermine oder kamen einfach nur um zu plaudern und meine Aufmerksamkeit zu bekommen. Als lernende Forscherin war ich sowohl während der Gruppentreffen als auch in meinen Diensten im normalen Tageszentrumsbetrieb daran interessiert, mit ihnen im Austausch zu bleiben. Auch wenn manchmal der Moment der Kontaktaufnahme im Tageszentrum etwas ungünstig war, wollte ich die Teilnehmer_innen nicht sofort vor den Kopf stoßen, aus Angst, sie würden sich zurückgewiesen fühlen und deswegen aus dem Projekt aussteigen. Ich jonglierte also auch während meiner normalen Dienste im Tageszentrum zwischen meinen Rollen als Sozialarbeiterin, Projektleiterin und Forscherin, was eine hohe Flexibilität forderte. Die Beziehungen zu den Projektteilnehmer_innen und der Umgang mit Nähe und Distanz im Arbeitsalltag wurde für mich persönlich ein großes Thema, welches ich oft in mein Forschungstagebuch notierte. Denn die Wertschätzung und Sympathie, welche sich durch das in Beziehung treten ergab, beruhte auch auf Gegenseitigkeit. Ein extremes Beispiel dafür, welche Bedeutung ich für eine Projektteilnehmerin im Laufe der Zeit gewann, zeigen folgende Ausführungen:

Briefe an die „Foto-Lisi“

Jene Teilnehmerin, welche mit der Kamera quer durch Europa und die ganze Welt reiste (vgl. Kapitel 6.5.1.), ließ mir während und auch nach Beendigung des Fotoprojekts immer wieder Briefe zukommen. Die folgenden Abbildungen zeigen einen Ausschnitt der persönlichen Briefe, die ich von der Teilnehmerin bekommen habe. Die Briefe und Karten wurden mir von der Teilnehmerin in manchen Fällen persönlich im Tageszentrum übergeben oder dort abgegeben, wenn ich nicht anzutreffen war. Einige wurden per Post ans Tageszentrum geschickt. Darunter befinden sich Briefe, auf welchen Briefmarken aus Jerusalem, Deutschland, Graz und Schweden zu finden sind:



Abbildung 8.1: T8 Briefe an mich

Alle Briefe waren an mich persönlich adressiert. Darin nannte sie mich „Foto-Elisabeth“, „Foto-Lisi“, „Foto-Lili“, „Foto-Frau Elisabeth“ „Kamera-Filmrolle Prinzessin Fotoprojekt 2016 Foto Elisabeth“. Die Inhalte der Briefe enthielten u.a. persönliche und intime Gedanken, Reisepläne, -berichte und -erfahrungen. Immer wieder bedankte sich die Teilnehmerin in

diesen Briefen auch für die Möglichkeit der Teilnahme am Fotoprojekt und vermerkte ihre Email-Adresse darauf, was darauf schließen ließ, dass sie gerne auch Antworten per Email erhalten würde. In einem Brief an mich, den die Teilnehmerin an einem Sonntagmorgen im Tageszentrum für mich abgibt, schreibt sie auf einen Rechnungsbeleg folgendes:



„Essen Milchreis nimmt weg Heimweh an Foto-Elisabeth“ (T8)

Abbildung 8.2: T9 Brief an mich auf Rechnungsbeleg

Diese Aussage und die vielen Briefe an mich lassen darauf schließen, dass sie in mir eine enge Bezugsperson sah, der sie vertraute und mit der sie den Kontakt und Austausch, auch in ihrer Abwesenheit auf ihren Reisen, suchte. Es wirkte so, als wäre ich für sie eine Art Anker in Wien, zu dem sie regelmäßig wieder zurückkehren konnte. Seit Beginn des Fotoprojekts und weit über das offizielle Ende hinaus bekam ich Briefe von der Teilnehmerin. Durch die Briefe ließ sie mich an ihrem Leben teilhaben und berichtete mir über ihre Erlebnisse. Vielleicht konnte sie durch das Schreiben eine Art Verbindung zu mir und zu sich selbst herstellen, die ihr Sicherheit und Gewissheit darüber gab, dass jemanden da war, mit dem sie ihre Erfahrungen teilen konnte. Es wirkte als hätte der Erhalt einer digitalen Kamera der Teilnehmerin eine kreative Ausdrucksmöglichkeit gegeben, mit der sie ihre innerlichen und äußeren Reisen festhalten konnte und sie dazu motivierte, fotografisch aktiv zu sein. Einerseits freute ich mich sehr über die vielen Briefe der Frau, andererseits verunsicherte es mich auch, eine offensichtlich so große Rolle in ihrem Leben zu spielen. Denn jemanden Briefe zu schreiben ist heutzutage eher unüblich und zeigt von großem Interesse an der Person. Meine Kolleg_innen des TAZ stellten hier für mich eine wichtige Austauschressource dar, mit denen ich diese Themen besprechen konnte. Abschließend kann gesagt werden, dass die erfolgreiche Durchführung des Fotoprojekts auch an meiner Person hing. Die Teilnehmer_innen wollten, so wie es auch die Ergebnisse zeigen, gesehen und gehört werden und jemanden zum Reden haben, der sich für sie interessierte und im ich bot ihnen diese Fläche. Es kann also durchaus sein, dass manche der Teilnehmer_innen die Teilnahme am Fotoprojekt auch als Brücke nutzten, um mit mir in Kontakt zu sein.

8.3. Potenziale und Grenzen der Forschungsmethodik in der niederschweligen WLH

Durch die Anwendung der Methodik Generativer Bildarbeit in einem partizipativen Fotoprojekt konnte zum einen ein Beteiligungsprozess im Tageszentrum initiiert werden, der es Besucher_innen ermöglichte, persönliche Erfahrungen mit dem Medium Fotografie zu machen und in Interaktion mit anderen zu treten (siehe Kapitel 8.1.). Zum anderem konnten durch die Analyse der entstandenen Fotografien der Teilnehmer_innen und der Bilddialoge in den Gruppentreffen wissenschaftliche Einblicke in die Lebenswelten der Teilnehmer_innen gewonnen werden (siehe Kapitel 6).

Ein großer Vorteil des visuellen Datenmaterials lag in der direkten Veranschaulichung konkreter Alltagsgestaltungen sowie Raumnutzungen der Teilnehmer_innen. Die Fotos dienten in den Bilddialogen als Impulse beziehungsweise Türöffner für Gespräche über Persönliches, sie machten die Erzählungen der Teilnehmer_innen nachvollzieh- und erlebbar. Im Austausch über die Fotos wurde einerseits auf konkret Abgebildetes eingegangen, andererseits wurden auch Gefühle, Wünsche und Sehnsüchte verbalisiert, die ohne den methodisch offenen Vorgang der Bilddialoge und den Forschungsstil der Reflexiven Grounded Theory nicht aufgekommen wären. Die angewandte Methodik eignete sich also, um das subjektive Erleben der Projektteilnehmer_innen auf ihre Lebenssituation hin in den Blick zu nehmen und somit dieses bislang noch wenig erforschte Feld grob zu beleuchten. Jedoch konnte keine theoretische Sättigung der Ergebnisse erreicht werden. Denn durch die Gruppendynamik in den Bilddialogen wurde oft ein tiefer gehen in die Thematik verhindert. Somit wurden Inhalte oft nur kurz angesprochen oder es fand ein abrupter Themenwechsel statt. In Bezug auf das Arbeiten mit der Zielgruppe wohnungsloser Menschen unter der Methodik Generativer Bildarbeit muss berücksichtigt werden, dass zum einen nicht alle Elemente Generativer Bildarbeit (vgl. Kapitel 5.3.1.) aufgrund von unterschiedlichen Faktoren wie Zeit, Aufmerksamkeitsspanne, Gruppendynamik, etc. durchgeführt werden können. Zum anderen müssen auch die Grenzen eines partizipativen Forschungsansatzes durchaus niedriger angesetzt werden als bei anderen weniger belasteten Zielgruppen und es muss damit gerechnet werden, dass die Fluktuation der Teilnehmer_innen durchaus sehr hoch sein kann.

Um die Ergebnisse der Modellskizze zu verdichten bräuchte es weiterführende und detailliertere Forschungen, welche zusätzlich zur Methodik Generativer Bildarbeit beispielsweise auch Einzelinterviews mit Teilnehmer_innen zu gezielteren Fragestellungen beinhalten könnten, was wahrscheinlich zu einer höheren Datendichte und konkreteren Ergebnissen führen würde.

In Bezug auf den Gender-Aspekt ist zu erwähnen, dass sich dieser in den Ergebnissen nicht explizit widerspiegelt. Das bedeutet aber nicht, dass keine Unterschiede zwischen Frauen und Männern im Umgang mit dem Phänomen bestehen können. Es wurden diese aber im Rahmen dieser Arbeit nicht explizit sichtbar. Gründe dafür liegen vor allem in der Auflösung der Frauengruppe und der Zusammenführung beider Gruppen während des Projektzeitraums, was ein Aufkommen frauenspezifischer Themen erschwerte und somit einen bewussteren Blick auf mögliche Unterschiede in den Strategien verhinderte. Im Zuge weiterer Forschungen zu den subjektiven Lebenswelten wohnungsloser Menschen könnte der Blick eben auf den Aspekt Gender geschärft werden um somit Unterschiede zwischen Frauen und Männern herausarbeiten zu können.

Zuletzt soll noch einmal betont werden, dass die Ergebnisse der vorliegenden Arbeit nur für die Teilnehmer_innen des Projekts gelten und nicht allgemein auf die Gruppe wohnungsloser Menschen übertragen werden können. Die Ergebnisse müssen vor allem auf ihren Entstehungskontext hin, sprich dem Fotoprojekt, betrachtet werden. Sie beziehen sich auf jene Personen, welche freiwillig am Fotoprojekt teilnahmen, was schon eine gewisse Offenheit, positive Grundhaltung und Interesse dem Projekt gegenüber voraussetzte.

9. ZUSAMMENFASSUNG

In der vorliegenden Arbeit wurde versucht, die subjektiven Lebenswelten von wohnungslosen Menschen zu erforschen. Mit subjektiven Lebenswelten sind nach Björn Kraus (2006) jene Aspekte gemeint, welche die Perspektive und Wahrnehmung der Betroffenen auf ihre aktuelle Lebenslage in den Fokus stellen. Von Interesse waren also vor allem die emotionalen Themen, mit denen sich wohnungslose Menschen im Alltag konfrontiert sehen.

Erforscht wurden diese mithilfe eines innovativen Forschungszugangs im Rahmen eines partizipativen Fotoprojekts mit Besucher_innen des Caritas Tageszentrums am Hauptbahnhof. Basierend auf der Methodik Generativer Bildarbeit (Brandner 2017) fotografierten die Projektteilnehmer_innen selbst in ihren Lebenswelten und tauschten sich in regelmäßigen Treffen über die entstandenen Fotos aus. Eine solche Vorgehensweise zum Erforschen von Lebenswelten wohnungsloser Menschen ist nach Recherche in Österreich nicht bekannt.

Die entstandenen Fotografien im Projekt zeigten weder Bilder von tristen Lebensrealitäten noch von hoffnungslosen Existenzen. Ganz im Gegenteil wurden hauptsächlich positiv-wirkende Motive fotografiert wie u.a. Naturszenen, Sehenswürdigkeiten, lächelnden Menschen sowie zu besonderen Anlässen, welche für die Teilnehmer_innen von Bedeutung waren und sie emotional berührten. Zudem fotografierten die Teilnehmer_innen unterschiedlichste Aspekte und Aktivitäten ihres Alltags, welche zu einem Großteil als aktive Handlungen bewusster Alltagsgestaltung gedeutet werden können. In den regelmäßigen Gruppentreffen wurden diese Fotos gemeinsam interpretiert und emotionsgeladen besprochen. Daraus ergaben sich während der Bilddialoge interessante Diskussionen über persönliche Themen, Wünsche und Sehnsüchte. Überraschenderweise kreisten diese eben nicht um Themen der Existenzsicherung wie Arbeit, Einkommen und Wohnen, sondern bezogen sich auf zwischenmenschliche Grundbedürfnisse.

Die Ergebnisse der Forschungsarbeit sind in einer datenbasierten Modellskizze basierend auf dem paradigmatischen Modell der Grounded Theory nach Strauss und Corbin (1996) veranschaulicht. Unter dem zentralen Phänomen *Wunsch nach sozialen Beziehungen, gesellschaftlicher Zugehörigkeit und Normalität* spiegeln sich vor allem die emotionalen Situationen der Teilnehmer_innen wieder. Diese sind zum einen geprägt von vermeintlich fehlenden sozialen Ressourcen und Gefühlen der Einsamkeit welche die Sehnsucht nach Partnerschaft, Freundschaft und einem miteinander aufkommen ließen. Zum anderen kamen durch ein Leben in finanzieller Armut und gesellschaftlicher Exklusion auch Sehnsüchte nach gesellschaftlicher Teilhabe, Zugehörigkeit und Normalität auf.

Die Teilnehmer_innen wiesen unterschiedlich starke Ausprägungen des Phänomens auf und wandten abhängig von intervenierenden Bedingungen wie ihrem rechtlichen Status, ihrer Gesundheitssituation, Migrationshintergründen sowie biographische Prägungen unterschiedliche Strategien an, um mit dem Phänomen direkt oder indirekt umzugehen.

Die Strategien der Teilnehmer_innen im Umgang mit dem Phänomen wurden in drei Bereiche gegliedert: Strategien im öffentlichen Raum, Strategien im persönlichen Kontext und Strategien im institutionellen Kontext.

Die Strategien der Teilnehmer_innen im öffentlichen Raum, welche aus dem Fotomaterial und in der Analyse der Bilddialoge ersichtlich wurden, geben Einblicke in die aktive und bewusste Gestaltung ihres Alltags. Aufenthalte im Grünen sowie Besuche historischer, religiöser und kultureller Orte ermöglichten es den Teilnehmer_innen, mit Anderen in Kontakt zu treten und Gefühle gesellschaftlicher Zugehörigkeit und Normalität herzustellen. Diese Aktivitäten gaben ihnen zudem eine gewisse Struktur im Alltag, boten Ablenkung von Problemen und brachten Freude. Denn die Teilnehmer_innen erzählten mit Begeisterung über diese Fotos und über die dazugehörigen Erfahrungen und betonten das persönliche Interesse und die Bedeutung dieser Orte und Aktivitäten für sie.

Ihre persönlichen Strategien zum Umgang mit dem Phänomen, welche in den Gesprächen der Bilddialoge zum Vorschein traten, zeichneten sich, trotz ihrer Lebenslage, vor allem durch eine äußerst positive Grundhaltung aus. Die Teilnehmer_innen beschäftigten sich zudem auf kreative Weise bewusst mit der eigenen Situation, konnten so ihre Gefühle von Einsamkeit reflektieren und Wege finden, damit besser umzugehen. Sie berichteten auch über ihr Interesse an den Geschehnissen der Welt, welches sie vor allem durch Kommunikationsmedien wie Fernsehen und Radio befriedigten und was ihnen neben einer Tagesstruktur und Ablenkung auch ein Gefühl gesellschaftlicher Teilhabe ermöglichte. Eine weitere Strategie, welche ihnen Sicherheit und ein Gefühl von Zugehörigkeit verschaffte, war die Identifikation mit dem ehemals ausgeübten Beruf, denn alle Teilnehmer_innen waren zum Zeitpunkt der Projektdurchführung ohne aufrechte Erwerbsarbeit. Auch das Feiern religiöser Feste und Zelebrieren kultureller Bräuche bot ihnen eine Strategie im Umgang mit dem Phänomen, wodurch sie Gefühle von Normalität und Zugehörigkeit zu ihrer Religion bzw. Kultur herstellen konnten.

Ihre Strategien in institutionellen Räumen reichten vom bloßen Aufenthalt in sozialen Einrichtungen über die Inanspruchnahme von Verpflegungs- und Freizeitangeboten in Pfarren bis hin zur aktiven Teilnahme an Sportangeboten, Ausflügen und Projekten von Einrichtungen der WWH. Auch die Bedeutung eines eigenen Zimmers in einem SOBEWO und NQ, welches ein „sich Einrichten“ und Platz für eigene Besitztümer ermöglichte, wurde in den Strategien sichtbar. Auffallend war, dass in der Beschreibung all dieser Strategien die Bedeutung bzw. Beziehung zum Betreuungspersonal immer wieder thematisiert wurde, was darauf schließen lässt, dass professionelle Helfer_innen der WWH eine wichtige soziale Ressource im Alltag der Teilnehmer_innen darstellten und auch zur positiven Bewältigung ihrer Lebenslage beitrugen.

Aus den Beschreibungen der Strategien der Teilnehmer_innen wurde also sichtbar, wie diese unterschiedlichste öffentliche und institutionelle Räume in ihrem Alltag nutzten und welche Möglichkeiten diese Räume im Umgang mit dem Phänomen eröffneten.

Zudem zeichneten sich die Strategien durch ein hohes Maß an Kreativität und positiver Grundhaltung aus. Wie sich in den Ergebnissen zeigt, ist ein funktionierender Alltag für wohnungslose Menschen besonders wichtig. Ihr aktives Handeln im Alltag ist aber nicht als Anpassungsleistung an die gegebenen Umstände zu sehen, sondern als konstruktiv gestaltend zu werten (vgl. Fichtner et al. 2005: 36) denn die Herausforderungen beim Leben auf der Straße erfordern eine gute Eigenorganisation und Bewältigungskompetenz bei den Betroffenen (vgl. Glassl 2006: 20). Aus den Ergebnissen kann auch schlussgefolgert werden, dass die Empfindungen der Teilnehmer_innen über ihre aktuelle Lebenssituation sehr komplex und von vielen Faktoren abhängig sind und sich somit auch

ihre Strategien in hohem Maße unterscheiden bzw. immer wieder abwechseln und verändern.

Die Ergebnisse der vorliegenden Forschung lassen sich an bestehende psychologische und sozialwissenschaftliche Konzepte von Zugehörigkeit (u.a. Baumeister, Leary 1995; Yuval-Davis 2011; Pfaff-Czarnecka 2012) anknüpfen. Um jedoch die Lebenswelten wohnungsloser Menschen und ihre Bedürfnisse nach sozialen Beziehungen und Zugehörigkeit genauer zu erforschen, wären weitere Forschungen notwendig, welche eine wissenschaftliche Auseinandersetzung ausgehend von diesen Konzepten von Zugehörigkeit in Bezug auf die Zielgruppe wohnungsloser Menschen in den Fokus rücken. Eine Fragestellung für eine weitere Forschung könnte demnach sein: Wie wirkt sich Wohnungslosigkeit auf soziale Beziehungen und Gefühle von Zugehörigkeit aus?

9.1. Implikationen für die Praxis

Die Ergebnisse dieses Forschungsprojekts sind auch besonders für die Praxis der Wohnungslosenhilfe von Relevanz. Durch den detaillierten Blick auf das subjektive Erleben der Lebenslagen der Teilnehmer_innen können wesentliche Schlussfolgerungen für die Arbeit mit wohnungslosen Menschen gezogen werden.

Dass sich wohnungslose Menschen zu einem hohen Grad einsam fühlen und sich nach sozialen Beziehungen sehnen muss in der Wohnungslosenhilfe vermehrt in den Fokus genommen werden. Es braucht konkrete Angebote, welche auf die Befriedigung dieser menschlichen Bedürfnisse abzielen. Es reicht nicht aus, für Betroffene nur existenzsichernde Maßnahmen in Bezug auf Einkommen und Wohnraum zu treffen. Die Soziale Arbeit muss den Menschen selbst mehr in den Fokus professionellen Handelns rücken und sich seinen Bedürfnissen nach Austausch, Vertrauen und Anteilnahme widmen. Sozialarbeiter_innen in Einrichtungen der WLH stellen für wohnungslose Menschen oft die einzigen sozialen Ressourcen dar, auf die sie zurückgreifen können und zu denen sie in dieser Lebenslage eine Vertrauensbasis aufbauen können. Als Sozialarbeiter_innen müssen wir uns dieser Rolle bewusst sein. Ein professioneller Umgang mit der Zielgruppe, welcher rasche, informelle und unbürokratische Entlastungsgespräche und Beziehungsangebote ermöglicht, denen ein professionelles Verständnis von Nähe und Distanz zugrunde liegt, können sich positiv auf die Lebenswelten der Klient_innen auswirken. Es müssen also aus professioneller Sicht mehr Ressourcen innerhalb der Organisationen zur Verfügung gestellt werden, um solche Beziehungsräume zu eröffnen. Denn soziale Einrichtungen wie Tageszentren sind nicht nur Orte an denen Menschen Verpflegung und Beratung bekommen um ihre Existenz zu sichern. Tageszentren sollen Orte der Menschlichkeit, der Begegnung, des Respekts und des Austauschs sein, in denen sich für Menschen und ihre Notlagen Zeit genommen wird, Interesse gezeigt wird und Gesprächs- und Beziehungsangebote gesetzt werden um den Menschen wieder mehr Vertrauen in sich selbst zu geben. Dem zugrunde liegt eine auf Achtsamkeit und Würde basierte, professionelle sozialarbeiterische Grundhaltung.

Wie die Ergebnisse zudem zeigen ist es für wohnungslose Menschen besonders wichtig, am gesellschaftlichen Leben teilhaben zu können. Dies bedeutet für die Soziale Arbeit, vermehrt Angebote zu schaffen, welche auf diese Bedürfnisse abzielen. Sowohl Ausflüge, Unternehmungen, Wanderungen, Erfahrungen in der Natur, und sportliche Aktivitäten als auch kulturelle Aktivitäten wie Museums- und Theaterbesuche, etc. können wohnungslosen Menschen Ablenkung und positive Erfahrungen bieten. Gerade in Österreich und Wien bietet der Kulturpass ein breites Spektrum an kostenlosen Angeboten für Menschen in prekären finanziellen Lagen. Mit geringem finanziellen Aufwand muss von Seiten der Einrichtungen oft nur der Transport bzw. Fahrscheine für öffentliche Verkehrsmittel und Personalkosten zur Verfügung gestellt werden, um solche Angebote zu realisieren. Soziale Einrichtungen in Österreich sehen sich aber in der momentanen politischen Lage mit Budgetkürzungen konfrontiert, was auch einem Ausbau solcher Angebote im Bereich der Wohnungslosenhilfe im Wege steht. Gerade deswegen sollte aus professioneller Sicht darauf geachtet werden, bei Einsparungen nicht automatisch an dieser Stelle anzusetzen.

Gerade auch künstlerisch-kreative Projekte wie das Fotoprojekt können als Tool für eine pädagogische Handlungspraxis der niederschweligen Wohnungslosenhilfe eingesetzt werden, welche Möglichkeiten bieten, wohnungslose Menschen zur Teilnahme an sinnstiftenden und abwechslungsreichen Aktivitäten zu begeistern und Erfahrungen der eigenen Wirksamkeit zu ermöglichen. Im Rahmen solcher Projekte werden zudem Begegnungsräume geschaffen, um Gefühle von Einsamkeit zu überbrücken, sich mit anderen Menschen auszutauschen und Erfahrungen in einer Gemeinschaft zu fördern. Zudem ermöglicht es Fachkräften der Sozialen Arbeit, Klient_innen Beziehungsangebote zu eröffnen und eine Vertrauensbeziehung aufzubauen. Denn auch nach Heinz Trommer (2008) ist Vertrauen eine der wichtigsten Ressourcen für die Bewältigung von Belastungen. Die Förderung des Vertrauens von wohnungslosen Menschen in sich selbst und zu anderen kann zu einer Erhöhung des Selbstwertgefühls, der Selbsteinschätzung und des Glaubens an eine positive Zukunft beitragen.

10. VERZEICHNISSE

10.1. Literaturverzeichnis

Ayaß Wolfgang (2013): Vagabunden, Wanderer, Obdachlose und Nichtsesshafte. Eine kleine Begriffsgeschichte der Hilfe für Wohnungslose. In: Archiv für Wissenschaft und Praxis der sozialen Arbeit. 43(1). 90–102.

BAG Wohnungslosenhilfe e.V. (2015): Mehr Partizipation wagen. Förderung und Unterstützung von Partizipation in der Wohnungslosenhilfe. Positionspapier.

Baumeister Roy F., Leary Mark R. (1995): The Need to Belonging: Desire for Interpersonal Attachments as a Fundamental Human Motivation. In: Psychological Bulletin. 117(3). 497-529.

BAWO Bundesarbeitsgemeinschaft Wohnungslosenhilfe (1998): Grundsatzprogramm der Wohnungslosenhilfe in Österreich. Wien: Eigenvervielfältigung.

BAWO Bundesarbeitsgemeinschaft Wohnungslosenhilfe (1999): Grundlagenerhebung zur Wohnungslosensituation in Österreich. Wien.

BAWO Bundesarbeitsgemeinschaft Wohnungslosenhilfe (2009): Wohnen ist ein Grundrecht Menschenwürdiges. Wohnen für alle! Grundsatzprogramm der österreichischen Bundesarbeitsgemeinschaft Wohnungslosenhilfe. Wien.

BAWO Bundesarbeitsgemeinschaft Wohnungslosenhilfe (2009): Wohnungslosigkeit und Wohnungslosenhilfe in Österreich.

http://www.bawo.at/fileadmin/user_upload/public/Dokumente/Publikationen/Grundlagen/BAWO-Studie_zur_Wohnungslosigkeit_2009.pdf [2.3.2018]

BMAS Bundesministerium für Arbeit und Soziales (2008): Lebenslagen in Deutschland. Der 3. Armuts- und Reichtumsbericht der Bundesregierung.

<http://www.bmas.de/DE/Service/Medien/Publikationen/a322-3-armuts-und-reichtumsbericht-der-bundesregierung.html> [16.04.2018]

Bourdieu Pierre (1983): Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital. In: Reinhard Kreckel (Hg.): Soziale Ungleichheiten. Göttingen: Soziale Welt. 183–198.

Bourdieu Pierre (1991): Physischer, sozialer und angeeigneter Raum. In: Wentz Martin (Hg.): Stadt-Räume. Frankfurt a.M.: Campus-Verlag. 25-34

Brake Anna (2009): Photobasierte Befragung. In: Kühl Stefan, Strodtholz Petra, Taffertshofer Andreas (HG.): Handbuch Methoden der Organisationsforschung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. 369-388.

Brandner Vera, Vilsmaier Ulli (2014): Das Bild der Anderen erforschen. Fotografisch-visuelle Methoden zum partizipativen Erforschen von Lebenswelten. In: Qualitative Methoden in der Entwicklungsforschung. Wien: Mandelbaumverlag. 197-214.

Brandner Vera R. (2017): Die Bilder der Anderen erforschen. Generative Bildarbeit: das transformative Potential fotografischer Praxis in Situationen Kultureller Differenz. Fakultät Nachhaltigkeit der Leuphana Universität Lüneburg: Dissertation.

Breuer Franz (2009): Reflexive Grounded Theory: eine Einführung für die Forschungspraxis. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaft.

Breuer Franz, Muckel Petra, Dieris Barbara (2017): Reflexive Grounded Theory: Eine Einführung für die Forschungspraxis. Wiesbaden: Springer.

Bryant Antony, Charmaz Kathy (2007): The SAGE handbook of grounded theory. Los Angeles, London: Sage.

Caritas Tageszentrum am Hauptbahnhof (2014): Konzept. Wien: Caritas.

Caritas Tageszentrum am Hauptbahnhof (2016): Leistungsbericht. Wien: Caritas.

Caritas Tageszentrum am Hauptbahnhof (2017): Einrichtungshandbuch. Stand Juli 2017. Wien: Caritas.

Caritas der Erzdiözese Wien (2016): Orientierungstag für neue Mitarbeiter_Innen. Heft.

Creative Commons (2018): Licensing considerations. Website
<https://creativecommons.org/share-your-work/licensing-considerations/> [16.04.2018]

DGS Deutsche Gesellschaft für Soziologie, BDS Berufsverband deutscher Soziologinnen und Soziologen (2017): Ethik-Kodex.
http://www.soziologie.de/fileadmin/user_upload/DGS_Redaktion_BE_FM/DGSallgemein/Ethik-Kodex_2017-06-10.pdf [16.04.2018]

Engels Dietrich (2006): Lebenslagen und soziale Exklusion. Thesen zur Reformulierung des Lebenslagenkonzepts für die Sozialberichterstattung. In: Zeitschrift „Sozialer Fortschritt“. (5). 109-117.

European Foundation for the Improvement of Living and Working Conditions (2004): Quality of Life in Europe, Dublin.

FEANTSA European Federation of National Associations Working with the Homeless (2017): Ethos Typology on Homelessness and Housing Exclusion.
<http://www.feantsa.org/en/toolkit/2005/04/01/ethos-typology-on-homelessness-and-housing-exclusion> [16.04.2018]

Fichtner Jörg (2005): "Dass die Leute uns nich´ alle über einen Kamm scheren". Männer in Wohnungsnot. Eine qualitative Untersuchung zu Deutungsmustern und Lebenslagen bei männlichen Wohnungsnotfällen. Frankfurt am Main: Forschungsverbund Wohnungslosigkeit und Hilfen in Wohnungsnotfällen.

Gerull Susanne (2009): Armut und soziale Ausgrenzung wohnungsloser Menschen. In: Sozial Extra. Zeitschrift für soziale Arbeit. 33(5). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. 37-41. <https://link.springer.com/article/10.1007%2Fs12054-009-0050-3> [16.04.2018]

Gillich Stefan, Nieslony Frank (2000): Armut und Wohnungslosigkeit. Grundlagen, Zusammenhänge und Erscheinungsformen. Köln: Fortis-Verlag.

Glassl Stephanie (2008): Diskriminierung aus Sicht der Betroffenen: individuelle Bewältigung und soziale Identität. Bielefeld University: Disseration.

GOE Gesellschaft für Organisation und Entscheidung (Hg.) (2004): Problemlagen der Hilfesuchenden in der Wohnungslosenhilfe. Datenbericht. Stuttgart. http://www.goe-bielefeld.de/download/GOE_Problemlagenstudie_Wohnungslosenhilfe.pdf [16.04.2018]

Grunwald Klaus, Thiersch Hans (2001): Lebensweltorientierung. In: Otto Hans-Uwe, Thiersch Hans (Hg.): Handbuch Sozialarbeit, Sozialpädagogik. Neuwied, Krefeld: Hermann Luchterhand Verlag. 1136 – 1148.

Hanesch Walter et al. (1994): Armut in Deutschland. Der Armutsbericht des DGB und des Paritätischen Wohlfahrtsverbandes. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.

Harper Douglas (2000): Fotografien als sozialwissenschaftliche Daten. In: Flick Uwe, Kardorff Ernst von, Steinke Ines (Hg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. 3. Aufl., Reinbek bei Hamburg: Rowohlt. 402-416.

Helfferrich Cornelia (2000): Was brauchen wohnungslose Frauen? Alltagsbewältigung, Raumerfahrung und Versorgungsangebote aus Sicht Wohnungsloser Frauen. Freiburg: Sozialwissenschaftliches FrauenForschungsInstitut der Kontaktstelle praxisorientierte Forschung e.V.

IFSW International Federation of Social Workers, IASSW International Association of Schools of Social Work (2004): Ethics in Social Work, Statement of Principles. Bern.

ipsum (2010): über ipsum. Website. <http://www.ipsum.at/content/%C3%BCber-ipsum> [16.04.2018]

Kellinghaus Christoph (2000): Wohnungslos und psychisch krank: eine Problemgruppe zwischen den Systemen. Konzepte - empirische Daten - Hilfsansätze. Münster, Hamburg: Lit-Verlag.

Kolb Bettina (2011): Die Fotobefragung in der Praxis. Wien: Universität Wien.

Kraus Björn (2006): Lebenswelt und Lebensweltorientierung: eine begriffliche Revision als Angebot an eine systemisch-konstruktivistische Sozialarbeitswissenschaft. In: Zeitschrift für systemische Therapie und Familientherapie. 37(2). 116–129.

Kraus Björn (2014): Lebenswelt und Lebenslage. Vortrag an der Evangelischen Hochschule Freiburg vom 12.12.2014. Video. <https://vimeo.com/133212855> [16.04.2018]

Krisch Richard, Stoik Christoph, Benrazougui-Hofbauer Evelyn, Kellner Johannes (2011): Glossar Soziale Arbeit im öffentlichen Raum. In: FH Campus Wien, Kompetenzzentrum für Soziale Arbeit. Wien.

L&R (2012): Evaluierung der Wiener Wohnungslosenhilfe. Wien: Magistratsabteilung 24 – Gesundheits- und Sozialplanung.

Malyssek Jürgen, Störch Klaus (2009): Wohnungslose Menschen. Ausgrenzung und Stigmatisierung. Freiburg im Breisgau: Lambertus.

Maslow Abraham (1943): A theory of human motivation. In: Psychological Review. 50/4. 370-396.

Neurath Otto (1981): Empirische Soziologie. In: Gesammelte philosophische und methodologische Schriften. Band 1, Wien. 423–527.

Paegelow Claus (2012): Handbuch Wohnungsnot und Obdachlosigkeit: Einführung zur Wohnungslosen- und Obdachlosenhilfe. Bremen: Paegelow.

Perchinig Bernhard (2001): Systeme der Zugehörigkeit. In: Forum Politische Bildung (Hg.): Dazugehören? Fremdenfeindlichkeit, Migration, Integration (Sonderband der Informationen zur Politischen Bildung). Innsbruck, Wien: Studien Verlag. 6-13.

Pfaff-Czarnecka Johanna (2012): Zugehörigkeit in der mobilen Welt Politiken der Verortung. Göttingen: Wallstein Verlag.

PhotoVoice 2018: Vision and mission. Website.
<https://photovoice.org/vision-and-mission/> [16.04.2018]

Schoibl Heinz, Eitel Gerhard (1999): Grundlagenerhebung zur Wohnungslosensituation in Österreich. Wohnungslosigkeit und Wohnungslosenhilfe unter besonderer Berücksichtigung der Situation von Familien und Jugendlichen. Wien: BAWO.

Schoibl Heinz (2004): Wohnungslosigkeit und Wohnungslosenhilfe. Salzburg: Helix.

Seithe Mechthild (2011): Aktivierung versus Aktivierung. In: SozialAktuell. (9). 16-17.

Stadt Wien (2018): Wohnungslosenhilfe und Wohnungssicherung – Sozialplanung. Berichte und Studien.

<https://www.wien.gv.at/gesundheit/einrichtungen/planung/soziales/wohnungslosenhilfe.html> [16.04.2018]

Stark Christian (2007): Sozialarbeit und Partizipation. In: Partizipation und Gerechtigkeit. Linz: Trauner Verlag. 395-409.

Steckelberg Claudia (2014): Zwischen Ausschluss und Anerkennung. Lebenswelten wohnungsloser Mädchen und junger Frauen. Wiesbaden. VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Strauss Anselm, Corbin Juliet (1996): Grounded Theory: Grundlagen Qualitativer Sozialforschung. Weinheim: Beltz.

Strübing Jörg (2008): Grounded Theory. Zur Sozialtheoretischen und Epistemologischen Fundierung des Verfahrens der Empirisch Begründeten Theoriebildung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Thiersch Hans (1986): Die Erfahrung der Wirklichkeit: Perspektiven einer alltagsorientierten Sozialpädagogik. Weinheim, München: Juventa.

Thiersch Hans (2014): Vortrag Hans Thiersch – Lebensweltliche Orientierung. Vimeo. 12.12.2014. Web, 2.3.2018, <https://vimeo.com/133210565> [16.04.2018]

Thiersch Hans (2015): Soziale Arbeit und Lebensweltorientierung: Konzepte und Kontexte. Gesammelte Aufsätze. Band 1. Weinheim, Basel: Beltz Juventa.

Trommer Heinz (2008): Erkenntnisse der Zugehörigkeitsforschung für Gesundheitsförderung im Alter. Vortrag beim 14. Kongress „Armut und Gesundheit“ in Berlin.

Unger Hella von (2014): Partizipative Forschung: Einführung in die Forschungspraxis. Wiesbaden: Springer VS.

Wang Caroline C., Burris Mary Ann (1997): Photovoice: Concept, Methodology, and Use for Participatory Needs Assessment. In: Health Education & Behavior. 24. 369-387.

Wang Caroline C., Cash Jennifer L., Powers Lisa S. (2000): Who Knows the Streets as Well as the Homeless? Promoting Personal and Community Action Through Photovoice. In: Health Promotion Practice. 1. 81–89.

Weissmann Marlies (2016): Dazugehören: Handlungsstrategien von Arbeitslosen. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft.

Wendt Wolf Rainer (1986): Die ökosoziale Aufgabe: Haushalten im Lebenszusammenhang. In: Mühlum et. al. (Hg.): Umwelt – Lebenswelt. Beiträge zur Theorie und Praxis ökosozialer Arbeit. Frankfurt am Main: Diesterweg.

Wright Michael T., Unger Hella von, Block Martina (2010): Partizipation der Zielgruppe in der Gesundheitsförderung und Prävention. In: Wright Michale T. (Hg.): Partizipative Qualitätsentwicklung in der Gesundheitsförderung und Prävention. Bern: Huber. 35-52.

Yuval-Davis Nina (2011): The politics of belonging: intersectional contestations. London: Sage.

10.2. Abbildungsverzeichnis

Abbildung 2.1 Stufenmodell der Partizipation nach Wright et al. 2010	14
Abbildung 5.1: Kodierparadigma nach Strauss (Strübing 2008: 28)	35
Abbildung 5.2: iterativer Theoriebildungsprozess der Forschung (eigene Abbildung)	37
Abbildung 6.1 - Modellskizze des Phänomens	42
Abbildung 6.2: T2 Gedicht	58
Abbildung 7.1: Maslow´sche Bedürfnispyramide	69
Abbildung 7.1: T8 Briefe an mich	78
Abbildung 7.2: T9 Brief an mich auf Rechnungsbeleg	79

10.3. Fotoverzeichnis

Foto 6.1 – T1 Sonnenuntergang	44
Foto 6.2: T6 Hauptbahnhof	49
Foto 6.3: T6 Wiedner Gürtel	49
Foto 6.4: T6 Linie D – franz. Botschaft	49
Foto 6.5: T2 Parlament	51
Foto 6.6: T2 Naturhistorisches Museum	51
Foto 6.7: T5 Stephansdom	51
Foto 6.8 T5 Karlskirche	51
Foto 6.9: T2 Blick auf Wien	52
Foto 6.10: T2 Wanderung	53
Foto 6.11: T2 Wanderung im Wienerwald	53
Foto 6.12: T3 Donauinsel junger Mann	53
Foto.6.13: T2 Donauschiffahrt 1	63
Foto 6.14: T2 Donauschiffahrt 2	63
Foto 6.15: T2 Donauschiffahrt 3	63
Foto 6.16: T8 Olympiaturm, München	55
Foto 6.17: T8 London Bridge, London	55
Foto 6.18: T8 Eiffelturm, Paris	55
Foto 6.19: T8 Totenmaske, Rom	55

Foto 6.20: T8 Vater und Kind, London	55
Foto 6.21: T8 Baum, Ötztal	55
Foto 6.22: T8 Caritas, Venedig	56
Foto 6.23: T8 Herberge in Roppen, Tirol	56
Foto 6.24: T8 Park in Paris am morgen	56
Foto 6.25: T8 NQ Haus Hermes	56
Foto 6.26: T8 NQ HG5	56
Foto 6.27: T8 NQ HG5	56
Foto 6.28: T1 Ambulanzfahrzeug	59
Foto 6.29: T9 Barbarazweige	60
Foto 6.30: T5 Kirche Altlerchenfeld	62
Foto 6.31: T5 Turnhalle	62
Foto 6.32: T9 Laxenburg 1	63
Foto 6.33: T9 Laxenburg 2	63
Foto 6.34: T9 Laxenburg 3	63
Foto 6.35: T9 Laxenburg 4	63
Foto 6.36: T1 Gartenprojekt 1	64
Foto 6.37: T5 Gartenprojekt 2	64
Foto 6.38: T5 Gartenprojekt 3	64
Foto 6.39: T1 Gartenprojekt 4	64
Foto 6.40: T7Kühlschrank	65
Foto 6.41: T7 Bett	65
Foto 6.42: T7 Kaffeemaschine	65
Foto 6.43: T7 Waschbecken	65
Foto 6.44: T9 Zimmer 1	66
Foto 6.45: T3 Betreuerin 1	67
Foto 6.46: T9 Betreuer 2	67
Foto 7.1: E. Stöckl, Dokufoto	75

11. ANHANG

Der Anhang umfasst folgende Dokumente:

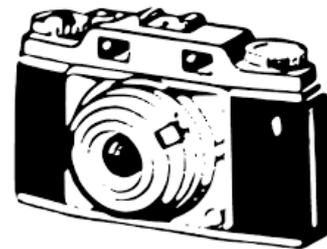
- Aushang im Tageszentrum zur Bewerbung des Fotoprojekts bei den Besucher_innen
- Einverständniserklärung zur Teilnahme am Fotoprojekt
- Vertrag für ipsum-Fotograf_innen zur Präsentation ausgewählter Fotos auf der ipsum Webpage
- Planung über Ablauf der Gruppentreffen
- Beobachtungsprotokolle der Gruppentreffen
- Curriculum Vitae der Verfasserin

Anhang 1:

Aushang im Tageszentrum zur Bewerbung des Fotoprojekts bei den Besucher_innen

FOTO-PROJEKT

**im Tageszentrum
für Interessierte**



1. Treffen

am Mittwoch, den 3. August

16

um 14.30 Uhr

im Schlafrum

Analoge oder digitale Kameras werden Ihnen für einen Zeitraum von mehreren Wochen zur Verfügung gestellt.

Wir laden Sie ein, in ihrem Alltag zu fotografieren und anschließend die Fotos in **gemeinsamen Treffen** zu **besprechen**.

Abschließend besteht die Möglichkeit, die Fotos in einer **Ausstellung** zu präsentieren.

Das Projekt ist Teil einer Forschungsarbeit.

Wir freuen uns auf Ihr Kommen!

Anhang 2: Einverständniserklärung zur Teilnahme am Fotoprojekt



Einverständniserklärung

zur Teilnahme am Fotoprojekt im Caritas Tageszentrum am Hauptbahnhof
2016

Ich bin damit einverstanden, dass

1. Ich eine Kamera über einen längeren Zeitraum ausborge und diese am Projektende auch wieder zurückgebe.
2. Dokumentationsfotos aus den Workshop-Treffen und von mir selbst gemachte und ausgewählte Fotos bei Caritas- und ipsum-Initiativen (Berichte, Website, Publikationen, Ausstellungen, social media) veröffentlicht werden dürfen.
3. Das Fotoprojekt Teil einer Forschungsarbeit ist, zu diesem Zweck das im Projekt entstandene Bildmaterial und das während der Treffen aufgenommene Tonmaterial anonymisiert für die Forschung verwendet werden darf.
4. Im Workshop besprochene Inhalte nicht nach außen getragen werden und sensibel mit den Themen der anderen Teilnehmer_innen umgegangen wird.

Name

Ort, Datum

Unterschrift

Anhang 3:

Vertrag für ipsum-Fotograf_innen zur Präsentation ausgewählter Fotos auf der ipsum Webpage

<h3 style="text-align: center;">Vertrag für ipsum-FotografInnen</h3> <hr/> <p style="text-align: right;">Ort _____ Datum _____</p> <p>Name der ipsum Fotografin: _____</p> <p>Adresse: _____</p> <p>Email: _____</p> <p>Telefonnummer: _____</p> <p>Ich, _____ (Vorname, Zuname) übergebe hiermit folgende meiner Fotos dem Verein ipsum zur Präsentation auf der ipsum-Website und bei diversen ipsum-Initiativen:</p> <p>Name des/der ipsum-FotografIn (laufende Nummer) Bildtitel.jpg</p> <ol style="list-style-type: none">1. _____2. _____3. _____4. _____5. _____6. _____7. _____8. _____9. _____10. _____	 <p>Ich wende über die Bildverwendung im Rahmen der Initiativen des Verein ipsum informiert und erkläre mich damit einverstanden, dass meine oben genannten Bilder wie folgt verwendet werden:</p> <p>Der Verein ipsum verfolgt das Ziel, meine Fotos möglichst vielen Menschen zugänglich zu machen, gleichzeitig werden die Fotos soweit als möglich vor Missbrauch geschützt.</p> <p>Deshalb stehen meine Fotos für den nicht-kommerziellen Gebrauch unter Creative Commons (cc). Siehe Appendix und auch: http://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/2.0/de/</p> <p>Das bedeutet:</p> <ol style="list-style-type: none">1. Die Bilder stehen für den privaten, nichtkommerziellen Gebrauch frei zur Verfügung.2. Die Bilder dürfen nicht verändert werden.3. Der/die BildautorIn und ipsum müssen bei der freien Verwendung im nicht-kommerziellen Gebrauch genannt werden. <p>Für den kommerziellen Gebrauch stehen meine Fotos unter Copyright.</p> <p>Das bedeutet:</p> <ol style="list-style-type: none">1. Das Copyright für den kommerziellen Gebrauch bleibt bei dem/der BildautorIn.2. Der Verein ipsum erhält mit Erlaubnis der BildautorInnen die Nutzungsrechte für die ausgewählten Fotos. Sollte ein Foto durch ipsum-Initiativen Geld einbringen (Bildverkauf bei Ausstellungen oder durch Veröffentlichung in diversen Medien, Verkauf von diversen Drucksorten), fließt dieses Geld als Spende in zukünftige ipsum-Projekte.3. Für die Nutzung der Fotos in diversen Medien, die nicht in die Creative Commons-Lizenz fallen, muss bei ipsum oder dem/der BildautorIn eine Autorisierung eingeholt werden. <p>Unterschrift ipsum-FotografIn _____</p> <p>Unterschrift ipsum-Geschäftsführung _____</p>
---	--

Anhang 4:

Planung über den Ablauf der Gruppentreffen

Begrüßung <ul style="list-style-type: none">• Was machen wir heute:<ul style="list-style-type: none">○ neue Fotos anschauen und in der Gruppe besprechen○ Gemeinsamkeiten oder Unterschiede suchen
Datensicherung abklären - Einverständniserklärungen unterzeichnen <ul style="list-style-type: none">• Forschungsvorhaben wiederholen für neue Teilnehmer_innen
Kurze Feedback – Runde <ul style="list-style-type: none">• Wie ist es den Teilnehmer_innen bis jetzt beim Fotografieren ergangen?• Was haben sie fotografiert und wieso? Gab es Probleme? Unsicherheiten? Positives / Negatives?
Fotos austeilen <ul style="list-style-type: none">• Jede/jeder Teilnehmer_in bekommt die neuen Fotos• Teilnehmer_innen schauen sich alleine ihre Fotos an und wählen die für sie am wichtigsten 3-6 Fotos aus
Pause
Bilddialog: <ul style="list-style-type: none">• Teilnehmer_innen versammeln sich um den Tisch• Eine Person beginnt und legt ihre Fotoauswahl auf den Tisch. Zuerst betrachten alle anderen die Fotos der Person und erzählen ihre Gedanken und Assoziationen zu den Bildern.• In einem zweiten Schritt beschreibt dann der/die Fotograf_in selbst ihre Fotos und erklärt warum gerade diese so wichtig für sie sind. Danach findet eine offene Diskussion über die Fotos statt. Anschließend werden die Themen der Fotograf_in auf Post-Its geschrieben.• Nächste Person, bis alle Bilddialoge durchlaufen wurden. Generative Themen <ul style="list-style-type: none">• alle Fotos kommen in die Mitte des Tisches – die Gruppe versucht nun durch Schieben und legen ein Gesamtbild zu entwerfen.• Danach sollen Themen und Schlagworte für das Gruppenbild gefunden werden• Gibt es gemeinsame Themen mehrerer Teilnehmer_innen? Welche Unterschiede in den Inhalten und Geschichten gibt es? → Gruppenbild abfotografieren
Frage – Wollen die Teilnehmer_innen noch einmal fotografieren? Mit welchen Kameras wollen sie fotografieren? <ul style="list-style-type: none">• Eigene Handykameras, digitale/analoge Kameras, ... ?• Filme und Kameras austeilen und in Liste eintragen
Aufgabenstellung wiederholen: <ul style="list-style-type: none">• fotografiere mit deiner Kamera in deinem Alltag, was immer du willst, was dir wichtig ist, was du gerne machst, was dir Freude bereitet (zum Beispiel: Orte, Menschen, Gegenstände, Gebäude, ihr Leben, ...) Inhaltlich sind dir keine Grenzen gesetzt.
Termin für nächstes Treffen verkünden <p>Abgabe der Filme bis spätestens:</p>
Reflexionsrunde <p>Wie ist es euch heute ergangen während der Bilddialoge? Wie war das Reden über die Fotos?</p>

Anhang 5:

Beobachtungsprotokolle der Gruppentreffen

STIMMUNG

- Wie ist die Stimmung in der Gruppe während des Treffens?

REFLEXIONSRUNDE

- Wie ist es den TN_innen beim Fotografieren bisher ergangen? Hat sich was zum letzten Mal verändert?
- Was haben sie fotografiert und wieso? Gab es Probleme? Unsicherheiten? Positives / Negatives?

FOTOS BETRACHTEN

- Wie verläuft der Prozess? Schaut jeder für sich seine/ihre Fotos an oder tauschen sich TN_innen schon untereinander über Fotos aus?

AUSWAHL DER FOTOS

- Wie gut gelingt es den TN_innen, zu einer Auswahl von 3-5 Fotos zu kommen? Tun sie sich mit der Entscheidung leicht / schwer? Warum?

BiILDIALOG

- Welche Themen / Geschichten kommen im Bilddialog auf? Welche Themen werden angesprochen? Latent und verbal?
- Gibt es Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen dem Gesagten der Gruppe und der Fotograf_in?
- Wie sehr öffnen sich die TN_innen beim Bilddialog?
- Was sind förderliche oder hemmende Faktoren?

GRUPPENBILD

- Wie gestaltet sich der Prozess der Erstellung eines Gruppenbildes?

GENERATIVE THEMEN

- Welche generativen Themen kommen im Gesamtbild vor? Welche werden von allen bzw. nur von einem gesagt?

WEITERE VORGEHENSWEISE

- Wollen die TN_innen noch einmal fotografieren? Wenn ja, digital oder analog?

AUFGABENSTELLUNG

- Wirken alle als hätten sie die Aufgabenstellung verstanden?

KAMERAS

- Wie erscheint der Prozess der **Kamera-Vergabe**? digital/analog? Tendenz?

RAUMSITUATION

- Wie ergibt sich die **Raumsituation**? Störende Faktoren/Situationen?

MODERATION / LEITUNG

- Wo gab es Unklarheiten in Bezug auf die WS-Leitung? Formulierungen, Erklärungen, Verhalten, ...

SPRACHE

- Wie wirkt die Tatsache, dass auch **nicht-deutsch-sprachige Frauen** teilnehmen, die Dolmetsch benötigen?

FEEDBACK

- Wie ist es ihnen heute ergangen? Wie haben sie den Prozess empfunden?

Anhang 6: Curriculum Vitae

Elisabeth Stöckl, BA
elisabeth@ipsum.at

Ausbildungen

- 2015 – 2018 Masterstudiengang Sozialraumorientierte und Klinische Soziale Arbeit, FH Campus Wien
- 2012 – 2015 Bachelorstudiengang Soziale Arbeit, FH Campus Wien
- 2007 – 2009 Kolleg für Fotografie und audiovisuelle Medien, Graphische Wien
- 2005 Matura, Oberstufenrealgymnasium Vöcklabruck

Berufliche Tätigkeit

- Seit 2015 Sozialarbeiterin im Caritas Tageszentrum am Hauptbahnhof, Wien
- Seit 2010 Vereinstätigkeit bei ipsum (www.ipsum.at)

Fotografie-basierte Bildungsprojekte

- 2018 ipsum/jump Jugend-Umwelt-Plattform: Projektleitung „Pic your Future! Unsere Perspektive auf die globalen Ziele“ mit jungen Erwachsenen
- 2016 ipsum/Caritas: Projektleitung „living homeless“ ein Forschungsprojekt mit wohnungslosen Menschen im Caritas Tageszentrum am Hauptbahnhof in Wien
- 2016 ipsum/IBUS: Projektmitarbeit „IBUS meets ipsum“ ein Projekt zum Thema Sexarbeit in Innsbruck
- 2014 – 2015 ipsum/Neues Leben: Projektleitung „global park“ - Begleitung neuer Bewohner_innen eines geförderten Wohnbaus im 11. Wiener Gemeindebezirk mit dem Themenschwerpunkt „interkulturelles Wohnen“
- 2014 ipsum/UNHCR: Projektleitung „Mein Leben in Österreich 2014“ mit jugendlichen Geflüchteten in Wien
- 2012 – 2013 ipsum/START- Stipendienprogramm: Projektleitung „START“ mit Schüler_innen mit Migrationshintergrund in Wien
- 2012 – 2013 crea-tivas: Leitung von Fotografie Workshops für spanischsprachige Frauen
- 2011 ipsum/ BRG/ORG 23 „Anton-Krieger-Gasse“: Projektmitarbeit „Durch Medien zum Selbsta Ausdruck“ mit Schüler_innen in Wien
- 2010 Projektleitung „Kumarji – Indien durch Kinderaugen“ mit Schüler_innen einer Volksschule in Bodhgaya, Bihar, Indien

Sprachen deutsch, englisch, spanisch